1,80 DM / Band 584
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Vampir-Katzen





Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Vampir-Katzen

John Sinclair Nr. 584

von Jason Dark

erschienen am 12.09.1989

Titelbild von Les Edwards

Sinclair Crew

Vampir-Katzen

»Mickey, Mickey! Wo bist du denn? Komm, komm schon! Ich habe ein Leckerchen für dich…«

Bei jedem Wort ging Cathy Child tiefer in den Garten hinein, über dem die Finsternis der Nacht lag. Das zwölfjährige Mädchen machte sich große Sorgen, denn Mickey, der Kater, war nirgends zu finden. Das paßte überhaupt nicht zu ihm. Sonst huschte er schon beim ersten Rufen herbei, heute ließ er sich nicht blicken.

Am Rande eines Beetes blieb sie stehen. Ihr Vater hatte es durch eine Hecke geschützt und gleichzeitig noch einen kniehohen Drahtzaun gespannt, denn dieser Teil des Gartens, wo die neuen Pflanzen wuchsen, sollte möglichst nicht betreten werden.

Worauf der Kater natürlich keine Rücksicht nahm.

Cathy überlegte, ob sie weitergehen sollte. Sie und ihre Eltern bewohnten das letzte Gartenhaus auf dem Gelände. Danach schloß sich freies Feld an, bis hin zum dunklen Saum des Waldes, vor dem noch die normale Straße entlanglief.

Sie dachte auch an die Warnungen des Vaters, sich bei Dunkelheit nicht vom Grundstück zu entfernen. Zuviel konnte passieren, zuviel war schon passiert.

Cathy schaute sich um.

Die Fenster sahen aus wie viereckige Lichtflecken. Auch im kleinen Anbau, wo sich die sanitären Anlagen befanden, schimmerte Licht. Die Familie Child hatte es vorgezogen, an den Stadtrand zu ziehen, wo ihr schon seit langem ein Gartenhäuschen gehörte, das im vorigen Jahr umgebaut und wohnlich eingerichtet worden war.

Ihre Eltern wußten, daß sie Mickey suchte. Sie hatten sie selbst losgeschickt. Beide hockten jetzt vor der Flimmerkiste und schauten sich den Krimi an.

Cathy zögerte. Zurückgehen oder weitersuchen. Sie mochte den Kater, liebte ihn. Er war ein wunderschönes Tier mit einem pechschwarzen Fell, das manchmal wie Seide glänzte.

Sein plötzliches Verschwinden beunruhigte sie sehr. Deshalb entschloß sich Cathy, auch weiterhin nach dem Tier Ausschau zu halten. Sie ging an der Hecke entlang. Ihre Hände streiften dabei über die frischen, grünen Blätter.

Es war sowieso eine komische Nacht. Äußerlich unterschied sie sich kaum von den vorherigen. Vielleicht war sie noch dunkler und düsterer. Es konnte auch an den Wolken liegen, die über den Himmel trieben wie ein gewaltiges Gebirge, das zwischendurch zerstückelt worden war.

Die Childs waren die einzige Familie, die ständig auf diesem Gelände wohnte. An den Wochenenden, besonders im Sommer, kamen die Leute aus der City, um sich ein wenig zu entspannen. Um diese Zeit jedoch war es für einen längeren Aufenthalt in den zumeist nicht geheizten Räumen noch ein wenig zu kühl.

»Mickey…« Sie rief den Namen des Katers wieder beim Vorgehen. »Mickey, nun komm doch. Das Leckerchen wartet. Mickey, versteck dich nicht. Komm endlich, ich will ins Bett.«

Der Kater kam nicht. Cathy spürte plötzlich den Druck im Magen.

Sie hatte so etwas noch nie zuvor gefühlt. Es kam ihr vor, als würde ihr jemand den Magen und das Herz zusammenpressen.

Es war die Angst!

Zum erstenmal in ihrem noch nicht sehr langen Leben merkte Cathy, was es hieß, Angst um sich und jemand anderen zu haben.

Sie strich über das dunkelblonde Haar und ging bis zum Ende der Hecke vor, wo auch das kleine Grundstück der Childs endete. Auch

hier hatte Harold Child einen Maschendrahtzaun gezogen, um die Trennung genau zu markieren.

Dahinter begann das freie Feld. Es war noch genügend bewachsen, um einem Kater Deckung zu geben. Bestimmt hatte sich Mickey auch dort verkrochen und lauerte auf eine fette Mausebeute.

Wenn er jagen wollte, dann ließ er sich auch nicht von seinem Liebling Cathy stören. Sie versuchte es noch einmal und legte beide Hände auf den oberen Zaundraht.

»Mickey… Mickey …« Sie zog den Namen des Katers beim Rufen in die Länge. Danach stieß sie einige Zisch- und Locklaute aus, auf die das Tier meistens reagiert hatte.

Doch in dieser Nacht nicht…

Cathy konnte die Tränen nicht länger zurückhalten. Sie schluchzte los und wollte sich endgültig abwenden, um zurückzugehen. Vielleicht bekam sie ihren Vater noch einmal dazu, mit ihr in den Garten zu gehen, obwohl der das Verschwinden des Katers nicht so tragisch sah. Mickey war zwar oft genug für Stunden verschwunden gewesen, doch immer wieder zurückgekommen.

Da hörte sie das Fauchen!

Cathy, die schon den ersten Schritt in Richtung Haus gemacht hatte, blieb auf der Stelle stehen und drehte sich nach rechts. Aus dieser Richtung war das Geräusch erklungen.

Steckte Mickey dort? Eigentlich ja, sonst fauchte niemand. Nur hatte es sich so anders und komisch angehört.

Cathy wollte es genau wissen. Zwar war ihre Angst noch nicht weg, darauf nahm sie keine Rücksicht mehr. Mickey war wichtiger.

Sie näherte sich der Nordgrenze des Gartengrundstücks, wo die Bäume standen. Der hohe Apfelbaum bot an heißen Tagen erholsamen Schatten. Nicht weit entfernt wuchsen die Nadelbäume in die Höhe. Fichten und auch drei Edeltannen, die eine kleine Insel für sich bildeten.

Von dort war das Fauchen erklungen.

Schattenhaft und irgendwie drohend malten sich die Bäume in der Finsternis ab. Sie hatten Cathy niemals Furcht eingejagt. In diesem Fall jedoch konnte sie den Schauer nicht unterdrücken, der ihren Rücken entlangrann. Diese Bäume hatten für sie etwas Gespenstisches bekommen. Es war gut möglich, daß Mickey dort lauerte – oder jemand anderer.

»Mickey?« Mit großer Beklemmung stellte sie die Frage. »Bitte, Mickey, komm doch…«

Etwas rauschte bei den Tannen, dann glaubte Cathy, Schritte zu hören. Sie blieb stehen. Wieder klopfte ihr Herz bis hoch in den Hals. Auf der Stirn glitzerten kleine Schweißperlen, und der Atem drang stoßweise durch die Nasenlöcher.

Ein Schatten löste sich von der Baumgruppe. Nein, das war nicht Mickey, sondern ein Mann.

Groß wirkte er, übergroß, und er hatte seine Arme vorgestreckt.

Das Mädchen konnte jedoch erkennen, das er etwas in den Händen hielt. Die Finger waren gekrümmt und fest in das dunkle Fell eingegraben.

Mickey!

Der Fremde hatte sich den Kater geholt, ihren Mickey. Cathy wußte nicht, was sie tun sollte. Sie hätte sich am liebsten auf diese fremde Person gestürzt. Das wiederum traute sie sich nicht, der Mann war bestimmt stärker als sie.

Er stand da und schaute sie an. Trotz der Finsternis konnte sie sein Gesicht erkennen. Unter dem dunklen Haar wirkte es wie ein heller Fleck. Die Augen erinnerten an Knöpfe, der Mund war halbgeöffnet; etwas Weißes, Schmales, Längliches schaute aus dem Oberkiefer hervor wie zwei zu lang geratene Zähne.

Wer war das?

Mickey versuchte, sich loszureißen. Er kratzte mit seinen vier Pfoten. Die Krallen trafen auch, nur schafften sie es nicht, die Kleidung des Mannes zu durchdringen und seine Haut zu verletzen. Er hielt den Kater eisern fest.

Diesmal fauchte Mickey, als er versuchte, sich mit einer Drehung aus dem Griff zu befreien.

Das ließ der Mann nicht zu. Mit der linken Hand packte er den Kopf des Katers, so daß es aussah, als wollte er ihn regelrecht abbeißen. Cathy blieb fast das Herz stehen. Sie hatte das Gefühl, auf der weichen Erde angewachsen zu sein. Tun konnte sie nichts, die Angst war einfach zu mächtig.

Im nächsten Augenblick sah sie etwas, das sie kaum glauben wollte. Der Mann stieß seinen Kopf vor, so daß sein Mund im Halsfell des Katers verschwand.

Dann biß er zu.

Ein kläglich klingendes Miauen hallte durch die Nacht und erreichte die Ohren des Mädchens.

Es kam ihr vor wie ein Abschiedsgruß. Sie konnte auch nicht mehr stehenbleiben. Die Szene war einfach zu schrecklich. Cathy rannte weg, so rasch sie ihre Beine trugen. Dabei wedelte sie mit beiden Armen, schrie und hörte nicht, wie der Unheimliche schmatzend das Blut des schwarzen Katers schlürfte…

***

»Wer hat denn da geschrien?« Harold Child fuhr aus seinem Sessel hoch. Er war ein breitschultriger Kerl, dem die harte Arbeit im Tiefbau anzusehen war. Sein Haar hatte er kurz geschnitten. Es fiel als braune,

dicht aneinanderklebende Strähnen bis in die Stirn.

Im Gegensatz zu ihm wirkte Lorna Child wie ein kleines Mädchen mit krausen Haaren.

»Geschrien?« flüsterte sie.

»Ja – verflixt, draußen. Stell mal den Flimmerkasten leiser, dann höre ich es besser.«

Lorna griff zur Fernbedienung. Sie trug einen hellen Pullover, der ihr bis über die etwas zu rundlichen Hüften reichte.

Das Bild auf der Mattscheibe verschwand völlig, als Lorna den Knopf gedrückt hatte.

Beide lauschten sekundenlang. Und beide dachten dasselbe, nur Harold sprach es aus.

»Cathy!«

»Mein Gott, da wird doch nichts…« Lorna Child preßte die Hände flach vor die Brust.

»Unsinn. Ich schaue nach!« Der Mann lief zur Tür, seine Gattin hinter ihm her.

»Mummy, Daddy… bitte …!« Die schreiende Stimme ihrer Tochter schnitt ihnen beide ins Herz. Mit einem gewaltigen Ruck riß Harold Child die Haustür auf.

Genau rechtzeitig, um seine herbeihetzende und weinende Tochter in die Arme zu schließen. Das Mädchen klammerte sich an seinen Vater wie eine Ertrinkende. Es schluchzte, weinte, redete und merkte nicht einmal, daß sein Vater es in das Haus zog. Erst als Cathy in einem der Sessel saß, schaute sie hoch.

Ihr Gesicht war verquollen. Aus den Augen stürzten wahre Tränenbäche. Lorna stand neben ihr und strich über ihr Haar. Sie redete beruhigend auf Cathy ein, ohne jedoch von ihr eine Antwort zu bekommen, denn Cathy schüttelte nur den Kopf.

»Ist es der Kater?« Harold stellte die Frage.

Seine Tochter nickte. Sekundenlang hatte sie aufgehört zu weinen.

Nur dieses Nicken schaffte sie.

»Wo ist er?«

»Tot – glaube ich.«

»Was?«

»Ja, Dad, er ist tot.« Sie sah ihre Eltern abwechselnd an und drehte dabei immer den Kopf hin und her.

»Aber wieso denn? Mickey ist gesund und…«

»Er ist aber tot«, schluchzte sie. »Ich… ich habe es gesehen. Da war ein Mann.«

»Wo?«

»Im Garten, Dad.«

»Und weiter?«

Cathys Stimme klang tränenerstickt. »Er… er war bei den Tannen

und hatte sich Mickey geschnappt. Ich habe es gesehen. Der Mann stand vor mir, er preßte sein Gesicht in das Fell, dann hat er Mickey gebissen. Richtig gebissen, Dad, ehrlich, ich lüge nicht.«

Harold Child runzelte die Stirn. »Bitte, Liebling, du… du hast dich getäuscht, du willst uns da etwas erzählen. Das hast du dir sicherlich eingebildet.«

»Nein!« erwiderte sie jämmerlich. »Ich habe es mir nicht eingebildet. Das müßt ihr mir glauben.«

Die Childs schauten sich an, gaben aber keinen Kommentar ab.

Lorna hob die Schultern, auch Harold wußte nicht so recht, was er sagen sollte. Okay, es gab Katzenfänger, die durch Londons Straßen streunten und die Tiere für gewisse Versuchsanstalten einfingen.

Das war bekannt, das wurde zumeist mißbilligt. Daß jemand allerdings eine Katze biß, so etwas konnte Child nicht glauben.

»Ich will dir ja nichts Böses, Kind, aber glaubst du nicht, dich getäuscht zu haben?«

»Nein.«

»Sieh doch mal nach«, schlug Mrs. Child vor. »Nimm die Stablampe mit und geh durch den Garten.«

»Ja, Dad, tue es. An den Tannen, bitte…«

Er lächelte seiner Tochter zu. »Das mache ich. Und wenn ich ihn finde, komme ich mit Mickey zurück.«

»Aber nicht mit einem toten, Daddy.«

»Ach komm, Cathy, so schlimm wird es wohl nicht sein.« Er sprach gegen seine Überzeugung. Das Verhalten seiner Tochter hatte ihn durcheinandergebracht. So hatte Cathy noch nie reagiert. Sie war völlig mit den Nerven am Ende.

Lorna bot sich an, mitzugehen, dagegen allerdings hatte die Tochter etwas. »Nein, Mummy, du mußt bei mir bleiben. Ich… ich habe so große Angst.«

Sie lächelte. »Keine Sorge, Kind, ist ja alles gut. Ich bleibe bei dir, Daddy schaut nach.«

Der hatte aus einem Wandschrank im schmalen Flur bereits die Stablampe hervorgeholt und auch den handlichen Gummiknüppel nicht vergessen. Den hatte im Hyde Park jemand nach einer Demonstration vergessen. Ansonsten verließ Harold Child sich lieber auf seine Muskeln. Bevor er verschwand, nickte er seiner Tochter lächelnd zu. »Keine Sorge, Darling, wir machen das schon.« Er streifte sich noch die Jacke über.

In der kühlen Aprilnacht fröstelte er. Bis zum späten Nachmittag war noch Regen gefallen. An den Büschen und auf den Grashalmen glitzerten die hellen Tropfen wie Perlen. Um den Ort des Geschehens auf dem direkten Weg zu erreichen, mußte Harold Child um das Haus herumgehen. Er hatte an der Stelle einen plattierten Weg angelegt,

schaute kurz von außen durch das Anbaufenster ins Bad, wo noch Licht brannte, und marschierte über die Wiese, die sich bis zum Ende des Grundstücks hinzog.

Auch hier war der Rasen naß. Die Nässe lag auch bald auf seinen Schuhen wie ein perlender Glanz. Nun schaltete Child die Stableuchte an.

Der Strahl besaß die Breite eines Armes. Tastend fuhr er über den Boden. Spuren entdeckte der Mann hier noch nicht. Wenn sich ein Fremder im Garten aufgehalten hatte, was immer mal vorkam, mußte er sich mehr an der Grenze bewegt haben, wo eben auch die Nadelbäume wuchsen und eine dunkle Kulisse bildeten.

Frau und Tochter waren zurückgeblieben. Deshalb konnte er es riskieren und rief den Namen des Katers.

Eine Antwort bekam er nicht. Kein Miauen, kein kläglicher Schrei wehte ihm entgegen. Er hörte nur die eigenen schleifenden Schritte und das Rauschen des Windes.

Vor den Nadelbäumen blieb er stehen und bewegte seine rechte Hand im Kreis. Er verfolgte den Lichtkegel der Lampe sehr genau, ließ ihn weiterwandern, bis der helle Schein über die wippenden und mit Nadeln bedeckten Zweige glitt.

Dort sah er tatsächlich etwas.

Dicht unterhalb der Zweige und auch nicht auf einen Baum begrenzt, entdeckte er das niedergetrampelte Gras, auf dessen Oberfläche tatsächlich noch Fußspuren zu sehen waren.

Er ging in die Knie, untersuchte die Spuren genauer und stellte fest, daß sie von Männerfüßen stammten.

Cathy hatte recht gehabt.

Als er sich aufrichtete, saß auch in seinem Hals ein Kloß. Er wollte nicht mehr daran glauben, daß der Kater noch lebte. Den hatte jemand mitgenommen.

Zorn auf den Unbekannten durchtoste ihn. Er ballte die freie Linke zur Faust. Wenn ihm der Kerl jetzt in die Quere gelaufen wäre, hätte er für nichts garantieren können.

Der jedoch hatte das Weite gesucht. Sosehr sich Child auch bemühte, er konnte nichts von ihm entdecken, sah auch Mickey nicht.

Allerdings fiel ihm eine dunkle Stelle auf, als der Lichtstrahl über das Gras glitt.

Es waren Haare.

Katzenhaare, die Mickey verloren hatte, als man ihn so brutal entführte.

Er dachte an seine Tochter. Mein Gott, wie hatte Cathy an dem Tier gehangen! Es war ihr Kater, sie hatte sich um ihn gekümmert, ihn gefüttert, alles getan für den kleinen Vierbeiner, und jetzt war er verschwunden. Es fiel ihm nicht leicht, doch er wagte es und begab

sich auf die Suche nach der Leiche.

Vielleicht lag Mickey irgendwo hinter den Büschen, gefoltert, halbtot vor Schmerzen.

Alles war möglich…

Hinter den Nadelbäumen lief noch der Maschendrahtzaun entlang und zeigte das Ende des Grundstücks an. Auch dort suchte der Mann nach Spuren. Er schlängelte sich zwischen den Bäumen hindurch, ohne jedoch etwas entdecken zu können.

Mensch und Tier blieben verschwunden, als hätte sie der Erdboden verschluckt.

Er leuchtete auch das freie Gelände ab, soweit es möglich war. Nur verlor sich das Licht dort, ohne daß es ihm etwas preisgegeben hätte. Deprimiert kehrte er um.

Harold wußte noch nicht, was er seiner Tochter sagen sollte. Daß keine Chance mehr für Mickey bestand? Dann hätte er gelogen. Es konnte sein, daß Mickey zurückkehrte.

Childs Schritte waren gehört worden. Cathy rannte aus dem Haus.

»Dad, Dad, hast du etwas gefunden? Hast du Mickey gesehen…?«

Er blieb stehen und breitete die Arme aus. »Nein, mein Liebling, ich habe nichts gesehen, gar nichts. Weder etwas von dem Fremden, noch eine Spur von Mickey.«

»Dann ist er tot!« Im Licht der Außenleuchte wirkte Cathys Gesicht starr.

Ihr Vater bückte sich. »Wie kommst du darauf?«

»Ich… ich spüre es.«

Child schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, daß Mickey tot ist. Ich glaube es erst, wenn ich seine Leiche gesehen habe.«

»Aber Dad, der Fremde hat ihn doch gebissen. Das habe ich genau gesehen. Ich lüge nicht.«

»Klar, Cathy, das hat auch keiner von uns behauptet.« Er legte eine Hand auf ihre Schulter und schob sie mit einem sanften Druck der Haustür entgegen. »Keiner hat davon etwas gesagt. Aber sieh es ein, wir können nicht die ganze Nacht durch suchen. Morgen, bei Tageslicht, sieht es anders aus. Da habe ich auch frei, ich kann dir helfen.«

»Wobei?«

»Bei der Suche.«

»Nein, Daddy«, sagte sie mit traurig klingender Stimme. »Du kannst mir nicht dabei helfen. Ich weiß, daß er tot ist, das spüre ich genau. Dieser unheimliche Mann hat sie mitgenommen. Weißt du, wie der aussah, Daddy?«

Sie waren auf der Türschwelle stehengeblieben. »Nein, Darling, das weiß ich nicht.«

Cathys Gesicht verzog sich. »Wie ein Teufel, Dad. Ja, der sah so aus

wie ein Teufel.«

»Das kann ich nicht glauben.«

»Doch, doch. Bleich, mit schwarzen Haaren. So richtig fies und finster und unheimlich.«

Harold Child lächelte. Dann schloß er die Tür von innen. »Woher willst du denn wissen, daß so der Teufel aussieht, vorausgesetzt, es gibt ihn in dieser Form.«

»Dann war es eben ein Gespenst.«

»Ach, Darling. Ich habe dir doch gesagt, daß es keine Gespenster gibt. Das erzählen nur Leute, die dir Angst machen wollen. Morgen sehen wir weiter.«

»Und du, Cathy, mußt ins Bett«, sagte ihre Mutter. »Es ist eigentlich schon viel zu spät.«

»Morgen habe ich keine Schule.«

Lorna schüttelte ihren Lockenkopf. »Da hilft kein Protest, Kinder brauchen ihren Schlaf.«

»Hat dir das deine Mutter auch immer gesagt?«

»Ja, und sie hatte recht.«

Cathy wollte noch nicht. »Kommst du noch mal zu mir, bevor ich einschlafe?«

»Aber klar doch, mein Schatz.«

»Dann bis gleich«, sagte sie traurig und sprach von Mickey, als sie neben ihrer Mutter zu dem kleinen Zimmer herging, das ihr gehörte. Lorna versuchte, ihre Tochter zu trösten, was ihr sehr schwerfiel.

Ihren Blicken war anzusehen gewesen, daß sie ebenfalls nicht mehr an eine Rückkehr des Katers glaubte.

Nach den vergangenen Vorfällen spürte auch Harold Child keine Lust mehr, sich vor die Glotze zu setzen. Er hatte Krimi genug im und am Haus gehabt, da wollte er das andere vergessen, das man ihm auf der Mattscheibe servierte.

Allerdings, einen Schluck konnte er jetzt vertragen. Ein doppelter Whisky war genau das richtige für ihn.

Die Flasche stand zwischen einigen anderen im Barfach des von ihm selbst gebauten Schranks. Er entschied sich für einen Dreifachen und trank das Zeug in langsamen Schlucken.

Lorna kam wieder. So leise, daß Harold erschrak, als sie ihn ansprach. Er drehte sich langsam um.

»Kommst du noch mal zu ihr?«

»Ach so, ja, gute Nacht sagen.« Er nickte. »Okay, ich bin dabei.«

Seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Wie geht es denn unserem Schützling?«

Lorna hob die Schultern. Dabei stellte sie sich auf die Zehenspitzen, um etwas größer zu wirken. »Tja, wie soll es ihr gehen? Sie ist sehr traurig.«

»Sind wir das nicht auch?«
Lorna nickte. »Dabei war er ein so schönes Tier!«
»War?« fragte ihr Mann im Hinausgehen.
»Glaubst du denn, daß er zurückkehren wird?«
Schatten zeigten sich auf dem Gesicht der Frau. »Nein, daran glaube ich nicht mehr.«
»Na bitte.«
Cathy lag in ihrem Bett. Steif wie eine Puppe, den Blick gegen die Decke gerichtet, als könnte sie dort die Lösung ihrer Probleme erfahren. Erst als sich ihr Vater auf den Bettrand setzte, drehte sie den Kopf und schaute ihn an.
Er strich über ihr Gesicht. Weich wie eine Feder war seine Hand.
»Na, meine kleine Königin, wie geht es dir?«
»Schlecht.«
»Ich weiß, aber du solltest daran denken, daß Kater sehr zäh sind. Die bringt so leicht nichts um. Du wirst sehen, morgen ist er wieder hier, und wir können aufatmen.«
Sie schüttelte den Kopf. »Nein, Dad. Ich habe genau gesehen, was geschehen ist. Der Mann erschien plötzlich zwischen den Tannen. Er… er war da und packte Mickey.«
»Gut, okay, mein Schatz.« Er schaute ihr ins Gesicht. »Ich möchte noch einmal auf den Mann zurückkommen. Du hast ihn gesehen, kanntest du ihn denn auch? Oder anders gefragt: Kam dir der Mann bekannt vor?«
»Nein!«
Harold krauste die Stirn. »Hast du jetzt nicht zu spontan geantwortet, mein Liebling?«
»Nein, Daddy, nein. Ich kannte den Mann nicht. Zudem war es dunkel. Ich sah ihn mehr als einen Schatten.«
Er räusperte sich. »Also nur einen Schatten. Es ist windig. Kann es nicht sein, daß der Wind die Bäume so bewegt hat, daß sie diese Schatten gebildet haben?«
»Nein, Daddy. Plötzlich war Mickey da. Der Mann hat ihn hochgehoben und in seine Kehle gebissen.«
Harold Child war das Thema plötzlich unangenehm. Er wollte es nicht länger vertiefen, dabei wäre bestimmt nichts herausgekommen. »Bitte, Cathy, versuche wenigstens, einige Stunden zu schlafen. Morgen suchen wir Mickey dann gemeinsam, falls er nicht schon beim Aufwachen vor oder auf deinem Bett sitzt. Ich werde jedenfalls die Tür nicht schließen, damit er hineinkann.«
»Ja, Daddy, tu das.«
Harold beugte sich über seine Tochter und gab ihr zwei Küsse.
»Hast du Whisky getrunken, Dad?«
»Ja, einen Schluck.«

»Das riecht man.«
»Gute Nacht.« Er drückte sie noch einmal und ging. Das Licht ließ er brennen. Es war sowieso nur die kleine Lampe, die auf dem Beistelltisch ihren Platz gefunden hatte. Es war Cathys Lieblingslampe.
Auf einem Flohmarkt hatten ihre Eltern sie erworben und den Schirm mit bunten Motiven bemalt. Er winkte seiner Tochter von der Tür her zu, die er einen Spaltbreit offen ließ. Eine Katze würde den Weg immer finden.
Lorna saß auf dem Sofa und machte sich Sorgen. Die Stirn hatte sie dabei gerunzelt. Alle paar Sekunden schüttelte sie den Kopf.
»Was hast du?« fragte Harold.
Sie antwortete, ohne ihren Mann anzuschauen. »Ich glaube, daß Cathy recht hat.«
»Mit dem Verschwinden der Katze?«
»Auch das. Ich denke da eher an diesen Fremden, der Mickey gepackt und gebissen hat.«
Harold griff nach seinem Glas. »Gebissen!« rief er laut. »Wenn ich das schon höre!«
»Ist es denn so falsch?«
»Nein!« Er berichtigte sich. »Doch.« Dann winkte er ab. »Ach, ich weiß es auch nicht. Es ist auch kaum vorstellbar, daß sich jemand eine Katze packt, um sie in die Kehle zu beißen. Das wäre ja wie bei einem Vampir…«
Lorna starrte ihn an. »Ja, du hast recht, Harold: Das wäre wie bei einem Vampir.«
»Und?«
»Vielleicht war es ein Vampir.«
Child wußte zunächst nicht, was er auf die Bemerkung seiner Frau erwidern sollte. Es dauerte einige Sekunden, bis er sich gefaßt hatte.
Dazu mußte er sich noch setzen. »Sag mal, Mädchen, weißt du eigentlich, was du da gesagt hast?«
»Das weiß ich genau.«
»Ich kann dir aber nicht folgen. Daß es keine Vampire gibt, solltest du wissen.«
Sie hob die Schultern. »Okay, dann ist es eben kein Vampir. Wir haben also Besuch von einem Perversen bekommen. Oder was weiß ich.«
»Ein Tierfänger, Lorna. Für mich ist der Mann, falls es ihn überhaupt gegeben hat, ein Tierfänger.« Harold saß so, daß er seine Frau anschauen konnte. Er hatte seine Zeigefinger erhoben, als wollte er seine Worte durch diese Geste besonders unterstreichen.
Lorna dachte nach. »Na, ich weiß nicht so recht. Ich bin mir überhaupt nicht sicher.«
»Das solltest du aber, Darling. Diese Tierfänger sind wieder

unterwegs. Und ich hasse sie, verdammt noch mal. Man muß ihnen endlich das Handwerk legen.«

»Willst du das übernehmen?«

»Vielleicht werde ich mich einer militanten Gruppe von Tierschützern anschließen.« Er leerte sein Glas und winkte ab. »Aber nicht mehr in dieser Nacht. Irgendwo bin ich auch müde.«

»Willst du nicht noch mal um das Haus herumgehen und nachschauen, ob alles in Ordnung ist?«

»Das werde ich nicht machen. Ich schließe nur noch ab, dann ist die Sache erledigt.«

»Gut, ich schaue bei Cathy nach.«

Zehn Minuten später traf das Ehepaar wieder zusammen. »Sie schläft«, sagte Lorna.

»Das ist gut.«

»Hast du etwas Verdächtiges entdecken können?«

»Nein, gar nichts. Es ist alles okay.«

»Dann laß uns zu Bett gehen.« Lorna legte ihre Arme um Harolds Hüfte. Wohl fühlten sich beide nicht in ihrer Haut. Doch keiner von ihnen wagte, darüber zu sprechen…

***

Cathy schlief nicht!

Das Mädchen konnte gar nicht schlafen. Zuviel war auf die Zwölfjährige eingestürmt. Die Haut ihrer bisher heilen Welt hatte einen breiten und langen Riß bekommen. Obwohl die Eltern ihr nicht glauben wollten und alles getan hatten, um sie vom Gegenteil zu überzeugen, ging Cathy davon aus, daß sie den Mann gesehen hatte.

Er war erschienen wie ein Schatten und hatte nach Mickey gegriffen, um ihn zu beißen.

Sie schloß die Augen, als könnte sie dadurch die Bilder vertreiben, die immer wieder von neuem entstanden. Auf dem Flur hörte sie die Schritte ihrer Eltern, die zu Bett gehen wollten. Sie hatten zwar nicht über Cathy gelacht, doch sie zu überzeugen, war ihr nicht gelungen.

Was wollte der Fremde mit Mickey? Weshalb war er so plötzlich erschienen, hatte ihn genommen und ihn sogar gebissen? Welcher Mensch biß ein Tier?

Darüber dachte Cathy zwar nach, nur kam sie auf keine Lösung.

So weit reichte die Phantasie nicht.

Sie lag im Bett, den Blick zur Decke gerichtet, wo sich schwach der Kreis ihrer Nachttischleuchte abzeichnete.

Gegenüber stand der schmale Holzschrank, daneben ein Schreibtisch. Auf dem Boden lagen all ihre Stofftiere, die sie im Laufe der Jahre gesammelt hatte.

Katzen spielten dabei eine Rolle. Graue, dunkle, gefleckte, sie hatte

sich immer wieder Katzen gewünscht und sie auch an den Festtagen bekommen.

Der große Liebling jedoch war Mickey, der pechschwarze Kater, gewesen. Er hatte ihr so viel gegeben, war zu einem echten Freund geworden, auf den sie nun verzichten mußte.

»Mickey…«, flüsternd sprach sie den Namen des Tieres aus.

»Mickey, bitte, komm zurück.« Sie schob ihre Hände über die Bettdecke und faltete sie.

Cathy betete, daß Mickey zu ihr zurückkam. Er konnte nicht tot sein, er durfte es nicht.

In die Räume des Hauses war Stille eingekehrt. Manchmal von anderen Geräuschen unterbrochen, die außerhalb entstanden, wenn der Wind die Hausecken berührte.

Dann schauderte Cathy stets zusammen, denn sie wartete auf andere Geräusche.

Zum Beispiel auf das Tappen leiser Pfoten, wenn die Katze herbeischlich, dann sprang und auf ihrem Bett den Platz fand, wo sie sich streckte, schnurrte, einfach wohl fühlte.

Das Mädchen wartete vergebens. Der Kater ließ sich nicht blicken.

Es schien, als hätte er überhaupt kein Zuhause mehr. Er blieb einfach verschwunden.

»Der Mann!« hauchte Cathy. »Ich weiß genau, daß der Mann ihn getötet hat. Er hat ihn nicht nur gebissen. Er hat ihn auch umgebracht, meinen Mickey.«

Wieder drückten Tränen gegen ihre Augen. Sie schluckte und zog die Nase hoch.

Der Tränenschleier verwischte den klaren Blick. Cathy schaute über das Fußende des Bettes hinweg. Dorthin, wo sich all ihre Stoffkatzen versammelt hatten. Im diffusen Schleierlicht des Zimmers sahen sie aus, als hätten sie ein Eigenleben bekommen. Sie waren in die Schatten hineingetaucht, die sie bedeckten und ihnen gleichzeitig ein anderes Flair gaben.

Zahlreiche Mickeys schienen entstanden zu sein, die sie aus funkelnden Augen anstarrten.

In der Dunkelheit hatten Mickeys Augen immer türkisfarben geleuchtet. Eine Mischung aus Blau und Grün, sehr hell, nicht zu übersehen. Ein kalter, dennoch sehr lieber Blick, wie Cathy stets gefunden hatte. Mickey war so toll gewesen, so lieb, so brav. Er hatte herrlich schnurren können, und nun war er weg.

Sie schluckte, bewegte ihre Zehen, als sollte Mickey aufmerksam gemacht werden, um damit zu spielen, wie er es öfter tat, wenn er auf dem Bett hockte.

Da hörte sie das Geräusch!

Es war ein Kratzen, wie sie es kannte. So kratzte nur einer. Ihr Kater

Mickey.
War er wieder da? Plötzlich bekam Cathy eine Gänsehaut. Sie lag ganz still, die kleinen Hände zu Fäusten verkrampft. Ihr Blick tastete das Zimmer ab, die Tür, die Wand in Richtung Fenster und…
Das Tier war da!
Hinter der Scheibe malte sich der dunkle Körper des Katers ab.
Die äußere Fensterbank gehörte zu seinen Lieblingsplätzen, da hatte er oft gehockt. Jetzt saß er da wieder, und seine türkisfarbenen Augen schimmerten durch das Glas.
»Mickey« sagte sie mit einer Stimme, die ihr selbst fremd vorkam.
»Lieber Mickey.«
Der Kater rührte sich nicht. Als bestünde er aus Porzellan, so starr hockte er auf der Bank.
Cathy war klar, daß sie keine Sekunde länger im Bett bleiben wollte. Das ging nur sie und Mickey etwas an und keinen anderen. Deshalb wollte sie auch ihren Eltern keinen Bescheid geben. Sie sollten ruhig im Schlafzimmer bleiben.
Vorsichtig, um den Kater nicht zu erschrecken, schob Cathy die Bettdecke zur Seite. Sie hatte den warmen Schlafanzug anziehen müssen. Auf der Brust des Oberteils befand sich ein Katzenmotiv. Es war Garfield, der breit grinste und die Zunge herausgestreckt hatte.
Cathy zog ihre Pantoffeln an, als sie sich dem Ziel näherte. Sie wollte alles so leise wie möglich machen. Niemand sollte sich erschrecken.
Und Mickey blieb sitzen. Er kam ihr aufgeplustert vor, als wäre sein Fell besonders dick geworden. Die Lippen des Mädchens zuckten, als es den Mund in die Breite zog. Den im Hals sitzenden Kloß schluckte sie herunter. Die Arme hatte sie ausgestreckt, wie eine Schlafwandlerin, die über ein Hausdach schritt.
»Mickeylein…«, flüsterte sie. »Ich komme, ich lasse dich rein. Ja, du bekommst ein Leckerchen.« Sie flüsterte und war trotzdem davon überzeugt, daß der Kater sie hören konnte.
Vor dem Fenster blieb sie stehen. Es lag etwas zu hoch für sie, Cathy mußte schon den Arm ausstrecken, um es öffnen zu können. Sie sah ihren Kater jetzt aus der Nähe, die rechte Hand berührte bereits den kalten Griff, als sie stutzte.
Irgend etwas stimmte nicht mit dem Kater. Zwar konnte sie äußerlich nichts erkennen, weil er aussah wie immer, trotzdem hatte er sich irgendwo verändert.
Etwas war anders geworden bei ihm…
Noch immer lag die Hand auf dem Griff. Mickey starrte durch die Scheibe. Cathy dachte daran, daß sie seine Augen stets faszinierend gefunden hatte, sie war immer ganz weg gewesen von seinem Blick, der so kalt und gleichzeitig warm sein konnte.
Nur jetzt nicht…

Hatte sich ebenfalls etwas verändert? War er nicht böse und haßerfüllt geworden?

Cathy dachte daran, daß der Fremde ihren Kater gebissen hatte.

Davon mußte doch etwas zu sehen sein. Sie schaute sich den Hals ganz genau an, entdeckte jedoch keine Bißstellen.

Das Tier rührte sich nicht. Es öffnete nicht einmal den Mund, um Cathy durch sein Miauen zu begrüßen. Es wartete darauf, daß ihm das Fenster geöffnet wurde.

Cathy drehte den Kopf und schaute zur Tür. Von ihren Eltern war nichts zu sehen, sie wollte sie auch nicht wecken. Mickey gehörte ihr, er war ihr Problem.

Sie wagte es, drehte den Griff nach rechts und zog das Fenster auf.

Nicht so rasch wie sonst, eher vorsichtig. Eigentlich hätte Mickey jetzt in das Zimmer springen müssen, das hatte er früher immer getan. Er war dann sofort auf ihr Bett zugelaufen, um dort seinen Platz einzunehmen.

Heute nicht.

Der schwarze Kater blieb auf der Fensterbank hocken und starrte das Mädchen an. Es war einen halben Schritt zurückgetreten und lockte Mickey mit geflüsterten Worten.

»Ja, komm doch, mein Schatz. Mickeylein, komm her zu mir. Du bekommst ein Leckerchen. Wir gehen an den Kühlschrank. Mummy hat frisches Rindfleisch…«

Mickey blieb sitzen.

Cathy rief auch nicht mehr weiter. Angst hatte sie zwar nicht bekommen, aber etwas anderes schwebte unsichtbar zwischen ihnen.

Es war wie ein breites Band, auf dem das Gefühl einer sich nähernden Gefahr tanzte. Schauer rannen über ihren Rücken. Sie wischte mit einer fahrig wirkenden Bewegung den Schweiß von der Stirn.

Ihr Mund zuckte, nur reden konnte sie nicht.

Plötzlich regte sich der Kater.

Erst sah es aus, als wollte er sich strecken. Den Kopf bewegte er und sein Maul.

Langsam klappte es auf, als hätte man unten und oben an ihm gezogen. Eine Lücke entstand, die Zunge war zu sehen – und das Gebiß des Katers, das sich verändert hatte.

Aus dem Oberkiefer ragten zwei Zähne hervor wie spitze Dolche!

***

Cathy konnte sich nicht mehr bewegen. Sie wirkte so, als wäre sie auf dem Fleck angeklebt worden. Sie kannte alles an Mickey, auch seine Zähne, aber die waren jetzt anders.

»Mickey«, flüsterte sie – und hörte im gleichen Atemzug das Fauchen.

Ein schreckliches Geräusch, viel schlimmer als sonst, auch anders klingend, gefährlicher.

Es zischte ihr entgegen wie ein böses Omen, und sie wich unwillkürlich zurück. Angst flackerte plötzlich in ihren Augen. Ihre Kehle saß zu, sie spürte ein Würgen und wußte, daß ihr geliebter Kater sich zu einem regelrechten Raubtier verändert hatte, das blutgierig auf der Fensterbank hockte.

Fremd kam er ihr vor. Nicht nur das, sondern wie ein fremdes Monstrum, eine höllische Figur aus einer anderen Welt.

Mickey richtete sich auf. Er tat dies sehr langsam, nahezu behäbig, drehte sich noch, damit er direkt in das Zimmer des Mädchens schauen konnte.

Seine Augen bewegten sich nicht. Sie wirkten starr wie Glas, so kalt und grausam.

Cathy fühlte sich fixiert. Sein Blick, scharf wie Dolche, in denen eine Gefahr für Leib und Seele lauerte.

Cathy wußte nicht, was sie tun sollte. Im Zimmer bleiben, weglaufen, ihre Eltern wecken?

Alles drehte sich in ihrem Kopf. Keine der Möglichkeiten zog sie durch. In diesen langen Sekunden bestand sie nur mehr aus Furcht.

Sie schaute zu, wie Mickey den Kopf vorschob und sich noch einmal mit den Vorderpfoten abstemmte, als wollte er jeden Augenblick mit einem gewaltigen Satz in das Zimmer springen.

Da hörte sie das andere Fauchen. Es klang heller, schriller. Eine zweite Katze?

Cathy wußte genau, daß in der Gegend noch mehr Kater und Katzen herumliefen. Ein Schatten erschien. Er war außen vor dem Fenster in die Höhe gewachsen und ließ sich neben Mickey auf der Bank nieder. Sein Fell war getigert. Cathy kannte die Katze, sie hatte sie einige Male über das Feld laufen sehen, ohne jedoch zu wissen, wem sie gehörte.

Dieses Tier jagte ihr einen regelrechten Schauer der Angst ein. Zudem besaß es ganz andere Augen als Mickey. Sein Blick war schlimmer, grausamer.

Die Katze sprang.

Völlig unvorbereitet für Cathy. Sie besaß einen mächtigen Körper, das Fell plusterte sich regelrecht auf, sie öffnete ihr Maul, und Cathy konnte die weißen, messerartigen Zähne genau erkennen.

Wie bei Mickey!

Dann dachte sie nichts mehr, als das Tier übergroß vor ihrem Gesicht erschien. Es hätte gekratzt und gebissen. Im letzten Moment schleuderte sie ihren Körper herum. Sie warf sich auf das Bett, wo sie ihr Kopfkissen packte, es mitsamt ihrem Körper herumwarf, dabei festhielt und es der abermals anspringenden Katze entgegendrückte.

Das fremde Tier landete im Kissen. Cathy hielt es an den Rändern mit beiden Händen fest. Auf keinen Fall wollte sie es loslassen, sie hörte das Kratzen der Krallen über den Stoff und vernahm auch das Reißen, als die dünne Decke eingerissen wurde.

Noch lag sie auf dem Rücken, warf sich zur Seite und bekam aus dem Augenwinkel mit, wie die Katze den Überzug zerfetzt hatte und mit den Vorderpfoten den Inhalt des Kissens aufwühlte. Die Federn wirbelten durch die Luft wie Schneeflocken.

Cathy war klar, daß sie nicht mehr länger im Zimmer bleiben konnte. Sie mußte einfach weg, rollte sich vom Bett und floh in Richtung Ausgang.

Trotz ihrer Panik besaß sie noch die Geistesgegenwart, die Tür hinter sich zuzudrücken, bevor sie über den Flur in Richtung Elternschlafzimmer rannte, als wäre der Leibhaftige hinter ihr her. Cathy stieß die Tür so heftig auf, daß ihre Eltern erschreckt im Bett hochfuhren.

»Cathy!« schrie Lorna. »Meine Güte, was ist…?«

Das Mädchen warf sich auf das Bett. »Daddy, Mummy, ihr müßt kommen. Er ist da!«

»Wer ist da? Wer?«

»Mickey.«

»Was?« Harold schlug bereits die Bettdecke zurück.

»Ja«, sprach und weinte sie. »Aber nicht allein, sondern mit einer anderen Katze. Versteht ihr? Er sieht auch ganz anders aus als sonst. Seine Zähne sind gewachsen. Wie Messer…«

Harold Child war bereits in die Pantoffeln geschlüpft. Das mußte er sich einfach anschauen.

Auch Lorna hatte nichts mehr im Bett gehalten. Als sie nach dem Morgenmantel griff, schüttelte Harold den Kopf. »Nein. Mädchen, du nicht. Du bleibst hier.«

»Warum? Ich…«

»Bitte!«

Sie kannte den Tonfall ihres Mannes. Wenn er so sprach, duldete er keinen Widerspruch.

Lorna blieb im Zimmer zurück. Sie hatte den Arm um Cathy gelegt und sprach beruhigend auf sie ein.

Harold fröstelte, als er im Gang stand. Er glaubte nicht daran, daß seine Tochter nur schlecht geträumt hatte. Zu viele Ungereimtheiten waren in den letzten Stunden geschehen. Da mußte eine Methode dahinterstecken. Nur war er sich nicht klar darüber, welche und wo das Motiv all dieser Vorfälle lag.

Das Zimmer der Tochter hatte er schnell erreicht. Zunächst blieb er vor der Tür stehen, um zu lauschen. Er war zwar ein Mann wie ein Bär, komisch war ihm trotzdem.

Über seinen Rücken kroch ein Schauer. Er hatte die Lippen so fest zusammengepreßt, daß sie schon schmerzten. Wenn er atmete, dann nur durch die Nase.

Aus dem Zimmer vernahm er kein Geräusch. Es war ungewöhnlich still, was ihm auch nicht gefiel. Der Vergleich mit der Ruhe vor dem Sturm kam ihm in den Sinn. Seine Augen hatten sich leicht verengt. Er kam sich vor wie auf dem Sprung.

Noch tat er nichts, dann, als er sich überwunden hatte, stieß er heftig die Tür auf und sprang noch im gleichen Moment über die Schwelle.

Die Katzen hatten den Raum noch nicht verlassen. Vom Fenster her wehte ihm ein kühler Luftzug entgegen. Er spürte ihn wie bleiche Finger auf seiner erhitzten Haut.

Mickey saß auf der Fensterbank. Die fremde Katze auf dem Bett, wo sie das Kopfkissen zerfetzt hatte und letzte Federn durch die Luft trieben. Das Tier kümmerte sich nicht darum. Es schlug nicht einmal mit den Pfoten danach.

Harold wußte nicht, zu welcher Katze er schauen sollte. Er konzentrierte sich mal auf die fremde, dann wieder auf Mickey. Beide waren für ihn zu Fremdkörpern geworden. Selbst Mickey, der in der Familie aufgenommen war.

Seine Augen, seine veränderten Zähne. Cathy hatte nicht gelogen.

Aus dem Oberkiefer wuchsen die beiden leicht gekrümmten Hauer hervor. Spitz wie Messer an ihren Enden.

Vergleichbar mit einem Vampir…

Plötzlich entstand in Harolds Gehirn ein neuer Begriff. Vampir-Katzen! Ja, die beiden waren Vampir-Katzen. Nur, wie wurde man zu einer Vampir-Katze? Die Lösung lag auf der Hand, wenn er den Berichten seiner Tochter Glauben schenken sollte.

Sie hatte gesehen, wie der Unheimliche Fremde Mickey biß. Für die Erwachsenen ein Märchen, die Spinnerei eines leicht überdrehten Mädchens, das war alles.

Aber Cathy hatte recht behalten. Es gab die Vampir-Katzen, also gab es auch diesen Fremden.

Mit diesen Schlußfolgerungen konnte der Mann nichts anfangen.

Er wußte auch nicht, welches Motiv die Katzen und den Mann geleitet hatten, er mußte sich plötzlich vorsehen, denn die fremde Katze sprang ihn vom Bett aus an.

Es war ein wilder, beinahe schon haßerfüllter Sprung. So ähnlich klang auch das Fauchen. Der Sprungbogen war so angesetzt, daß er an Harolds Kehle geendet hätte.

Das wußte der Mann. Er wich nicht aus, er schlug mit seinen mächtigen Fäusten zu und erwischte das veränderte und bösartige Tier mitten im Sprung. Es tat ihm nicht einmal leid, zu sehen, wie die Katze aus der Sprungrichtung geschleudert wurde und klatschend an

der Wand landete, wo sie ausgerechnet ein dort aufgehängtes Katzenbild vom Haken riß, das mit ihr zusammen zu Boden fiel.

Harold hielt nichts mehr im Zimmer seiner Tochter. Er drehte sich, riß die Tür auf und sprang in den Flur, wo ihn Frau und Tochter anstarrten. Er gab zunächst keine Erklärung ab, sondern preßte sich mit dem Rücken gegen die verschlossene Tür.

»Stimmt… stimmt es denn?« flüsterte Lorna.

»Ja!« keuchte er. »Ja, sie hat recht. Es sind zwei verdammte Katzen im Raum. Sie… sie haben sich beide verändert. Sie sind zu kleinen Monstren geworden, zu Vampir-Katzen.«

Lorna wußte nicht, was sie erwidern sollte, hob den Arm und preßte ihre Hand gegen den Mund.

»Dann habe ich nicht gelogen«, sagte Cathy mit bebender Stimme.

»Jetzt glaubst du mir doch auch, Daddy, nicht?«

»Ja, ich glaube dir.«

Lorna hatte ihre Fassung wiedergefunden. »Aber wieso?« fragte sie. »Wieso konnte das geschehen?«

»Ich habe keine Ahnung. Ich weiß nicht, was da genau vorgefallen ist. Wir müssen Cathy glauben.«

»Du meinst, dieser Fremde?«

»Er hat Mickey gebissen. Was das bedeutet, weißt du, Lorna! Oder bedeuten kann?«

Sie nickte. »Du hast vorhin von Vampir-Katzen gesprochen. Dann müßte der Fremde ebenfalls ein Vampir gewesen sein.«

»Stimmt genau!«

Lorna Child war zunächst einmal sprachlos. »Nein«, sagte sie dann. »Du selbst hast heute abend noch gesagt, daß es keine Vampire gibt. Erinnere dich daran.«

»Ich bin mir nicht mehr so sicher.«

Lorna holte tief Luft. »Was sollen wir jetzt machen? Warten, bis die Katzen verschwunden sind?«

»Mickey ist so verändert«, sagte Cathy leise. »Er ist nicht mehr wie sonst – so fremd und anders.«

»Wir haben ihn verloren, Schatz, daran mußt du dich gewöhnen, ob du willst oder nicht.«

Cathy schaute ihren Vater an, bevor sie sich abdrehte und anfing zu weinen.

Lorna hielt sie fest, sprach jedoch mit ihrem Mann. »Damit wissen wir noch immer nicht, was wir tun sollen, Harold.«

»Ich werde nachsehen.«

»Nimm dir eine Waffe mit.«

»Welche?« Er lachte. »Einen angespitzten Eichenpflock? Oder Knoblauch? Das hilft doch gegen Vampire, wie ich gehört habe. Oder soll zumindest helfen.«

Cathy meldete sich. »Bleib bei uns, Dad! Bitte, du darfst nicht gehen. Bleib bei uns!« Hätte Lorna sie nicht gehalten, wäre sie auf ihren Vater zugelaufen. »Mickey ist so verändert. Der… der ist ein anderer geworden.«

Harold schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid. Ich muß nachsehen. Wir können die Katzen nicht hier im Haus behalten. Versteht ihr das nicht?« Er verschwand im Wohnraum. Als er zurückkehrte, hielt er den Gummiknüppel in der Hand. Klatschend schlug er damit gegen seine linke Handfläche. »Dann werde ich mal schauen.«

Cathy wollte noch etwas sagen, doch Lorna legte ihr einen Finger auf die Lippen.

Wohl fühlte sich Harold Child nicht, als er auf die Zimmertür zuschritt. Zwei kleine, gefährliche Bestien lauerten dahinter. Er glaubte auch nicht daran, daß er sie erschlagen konnte. Den Grund konnte er nicht nennen, es mußte wohl mit dem Dasein zusammenhängen.

Sehr vorsichtig öffnete er wieder die Tür, schielte in den Raum, fand das Bett leer.

Etwas beruhigter stieß er die Tür ganz auf – und atmete heftig durch, als er keine Katze sah. Er durchsuchte den Raum trotzdem, schaute auch unter dem Bett sowie im Schrank nach, ohne die beiden Katzen zu entdecken.

Als er sich umdrehte, standen Lorna und seine Tochter an der Tür.

Beide wirkten erleichtert.

»Nichts«, murmelte Harold. »Ich habe nichts gesehen. Die Katzen sind verschwunden.«

Zu dritt betraten sie noch einmal den Raum. Harold schloß noch das Fenster.

Cathy hielt die Hand ihrer Mutter fest. Sie schaute sich in ihrem eigenen Zimmer um, als wäre sie eine Fremde. Dabei watete sie durch Federn, schaute auf ihr Bett und schüttelte sich. »Ich möchte hier nicht mehr schlafen, Mum.«

»Ist klar, Darling. Du verbringst den Rest der Nacht in unserem Bett.«

Cathy nickte. »Und was ist mit Mickey?« Sie hatte sich kaum getraut, die Frage zu stellen.

Schulterzucken. Eine andere Antwort konnten ihr die Eltern nicht geben. Jedenfalls wollten sie den Raum verlassen. Cathy nahm noch eine Stoffkatze mit, die so ähnlich aussah wie ihr veränderter Mickey.

Schlafen konnte keiner von ihnen. Deshalb setzten sie sich in dem gemütlichen Wohnraum zusammen. Keiner sprach. Sie hingen ihren eigenen Gedanken nach. Harold starrte ins Leere. Er hatte die Stirn gerunzelt und sah aus, als hätte er Sorgen.

Cathy saß bei der Mutter auf dem Schoß. Sie streichelte ununterbrochen die Katze.

Schließlich holte Harold eine Zigarette aus der Schachtel. Als er sich selbst Feuer gab, zitterten seine Finger. Aber er sah aus, als wäre er zu einem Entschluß gekommen. »Ich glaube, ich weiß, was wir unternehmen werden«, sagte er mit leiser, dennoch fest klingender Stimme.

»Und?«

»Es gibt nur eine Möglichkeit, Lorna. Wir müssen alles der Polizei sagen.«

Lorna Child starrte ihren Mann überrascht an. »Der Polizei?« Ihr Lachen klang etwas schrill. »Was willst du den Leuten denn sagen? Daß du eine Vampir-Katze gesehen hast?«

Harold nickte. »Genau, Lorna. Genau das werde ich ihnen sagen…«

***

An diesem Morgen lief bei Suko alles und bei mir überhaupt nichts.

Deshalb war auch mein Freund zur normalen Zeit ins Büro gefahren, während ich vom Bett aus mit der Wohnung nebenan telefonierte.

»Sag den Leuten, daß ich später komme.«

»Wie spät?«

Ich gähnte. »Na ja, zwischen Frühstück und Mittag.«

»Willst du nicht ganz zu Hause bleiben?«

»Das wäre natürlich am besten, aber das klappt nicht. Man hat schließlich Verantwortungsgefühl.« Mein Grinsen sah Suko nicht, doch er stellte eine Frage, als hätte er es gesehen.

»So? Hast du das?«

»Und wie.«

»Na ja, ich will mal nicht so sein. Oder steckt dir New York noch in den Knochen?«

»Nicht so sehr. Irgendwie fühle ich mich kaputt. Du kennst ja das Wetter, wenn es durchdreht. Mal warm, mal kalt, Regen, Sonne.«

Ich schüttelte mich. »Wenn etwas dringendes anliegt, rufe mich an, dann komme ich wie der Blitz.«

»Okay, bis später.«

Ich ließ den Hörer wieder auf den Apparat fallen und anschließend mich selbst. Allerdings landete ich mit dem Hinterkopf auf dem Kopfkissen.

Angelogen hatte ich meinen Freund und Kollegen nicht. Ich fühlte mich nicht topfit, allerdings auch nicht direkt angegrippt. Es war mehr ein Gefühl der Mattheit, als hätte mir jemand flüssiges Metall in die Beine gepumpt, um sie schwer zu machen. Das Metall war dann hochgestiegen und drückte gegen meine Schädelplatte.

Da gab es nur eins. Liegenbleiben und versuchen, noch ein wenig zu schlafen.

Mir fielen tatsächlich die Augen zu. Als hätte sich eine unsichtbare

Hand darüber geschoben. Im Nu war ich fest eingeschlafen und sackte förmlich weg.

Wieviel Zeit vergangen war, wußte ich nicht. Irgendwann jedenfalls drang ein Schrillen an mein Ohr, das meinen Schädel umfing und ihn selbst zum Klingeln brachte.

Mir kam es vor, als würde ich aus einer tiefen Röhre in die Höhe steigen. Das Schrillen verstärkte sich nicht mehr, es blieb aber als unangenehme Erinnerung, die ich abstellen wollte. Es dauerte, bis mir einfiel, daß es sich um das Telefon handelte.

Als ich zum Hörer griff, gelang es mir nicht, meinen Namen zu sagen. Die Anruferin war schneller. Ich hörte Glenda Perkins' Stimme und gleichzeitig ihr Lachen.

»Na, du Langschläfer…«

»Was willst du denn?«

Pause. Dann: »Geht es dir wirklich schlecht, John?« Diesmal klang die Stimme besorgter.

»Nun ja, ich weiß nicht so recht. Jedenfalls geht es mir nicht besonders. Ich bin noch mal eingeschlafen, weil ich mich gerädert fühlte. Einfach kaputt.«

»Ja, diese Tage kenne ich.«

»Danke.« Ich strich mit der freien Hand durch mein Haar und wühlte es hoch. »Liegt irgend etwas an?«

»Nein, eigentlich nicht. Nur habe ich zuviel Kaffee gekocht.«

»Und Suko?«

»Treibt sich irgendwo herum.«

»Na ja, laß ihn treiben.« Ich streckte mich und schaute auf die Uhr.

Der Morgen war schon ziemlich fortgeschritten, und draußen kämpfte die Sonne gegen dicke, dunstige Regenwolken an, wobei ich hoffte, daß die Sonne gewann.

»Ist sonst noch was, John?«

»Nein, Glenda. Ich weiß wirklich nicht, wann ich antanze.« Der längere Schlaf hatte mir gutgetan. Ich fühlte, daß meine Energie allmählich zurückkehrte.

Noch telefonierte ich im Liegen. Das änderte sich, als ich mich von Glenda verabschiedete, mich herumdrehte und in meine flachen, pantoffelartigen Schuhe schlüpfte.

Tief atmete ich durch, streckte mich, stand auf und fühlte mich auch besser.

Die Sonne war dabei, den Kampf zu gewinnen. So sah London schon ganz anders aus, auch wenn aus den Straßenschluchten der dünne Dunst hochkroch. Er würde bald nicht mehr zu sehen sein.

Ich schlurfte ins Bad und stellte mich unter die Dusche. Heiß und nicht ganz kalt spülte ich mich ab, trocknete das Haar mit dem Handtuch einigermaßen ab, bevor ich mein karges

Junggesellenfrühstück zubereitete. Dabei hörte ich Radio. In den Nachrichten gab es kaum etwas Neues, ich hörte auch nur mit einem halben Ohr hin.

Das Brot, der Pulverkaffee, noch einen Schluck Orangensaft, das mußte reichen. In der kleinen Küche und im Stehen aß ich die Happen. Dabei überlegte ich, ob ich den Rover oder die U-Bahn zum Yard nehmen sollte. Ich entschied mich für den Wagen. Um diese Zeit würde ich schneller durchkommen als zwei Stunden zuvor.

Schon fast auf dem Weg, klingelte das Telefon. Ich wollte nicht abheben, war jedoch neugierig und meldete mich. Zunächst hörte ich einen tiefen Atemzug, dann die mir bekannte Stimme meines Vaters, der aus Schottland telefonierte.

»John…«

»Dad. Was ist?«

»Weißt du, Junge, ich habe es schon beim Yard versucht, deine Kollegen sagten mir, du seiest zu Hause.«

»Ich fühlte mich nicht besonders.«

»Klar, verstehe. Hängt es mit deiner Mutter zusammen?«

»In diesem Fall nicht. Es war wohl das Wetter. Aber was ist mit Mum? Hast du etwas von ihr oder Mallmann gehört?«

»Das wollte ich dich gerade fragen.«

»Sorry, Dad, auch bei mir ist Schweigen im Walde.«

Er räusperte sich. Er hatte Mühe, weiterzusprechen.

»Da kann man dann wohl nichts mehr machen.«

Ich horchte auf. Der Klang seiner Stimme hatte mir überhaupt nicht gefallen. So schlimm oder deprimierend hatte ich meinen Vater noch nie gehört. Es war auch schlimm, das mußte ich zugeben.

Noch immer war es mir nicht gelungen, meine Mutter aus den Klauen des Vampirs Will Mallmann zu befreien. Die Aktion D – Aktion Dracula – lief bei ihm weiter, und wir hatten bisher keine Chance gehabt, ihn zu stoppen. Eine von ihm gestellte Bedingung war von mir erfüllt worden. Ich hatte den Blutstein besorgt, der für ihn ungemein wichtig war, aber er war überhaupt nicht darauf eingegangen, obwohl er Bescheid wußte.

»Dad? Bist du noch dran?«

»Natürlich, John.« Er sprach sehr leise. Am Klang seiner Stimme konnte ich seinen seelischen Zustand herausfinden. Mein Vater war völlig von der Rolle. Deprimiert, vom Schicksal gezeichnet. Er litt unter dem Druck, unter der grausamen Taktik des Hinhaltens und wußte wahrscheinlich nicht ein noch aus.

»Wir werden schon eine Spur finden, Dad. Das glaube mir. Wenn dir in Lauder die Decke auf den Kopf fällt, dann komm nach London. Du kannst bei mir wohnen.«

»Glaubst du, daß ich deiner Mutter dann näher bin?«

»Ich weiß es nicht, Dad.«

»Es ist schlimm, John. Die Freunde hier wissen alle Bescheid, du weißt ja, daß sich auch hier einiges verändert hat. Sie fragen, sie haben Mitleid, ich kann ihnen nur nichts sagen. Wie ist es denn mit dir? Hast du etwas herausgefunden?«

»Ich kann nur wiederholen, daß die Fahndung läuft.«

Mein Vater lachte. Es klang bitter. »Das kenne ich, das hast du schon öfter gesagt.«

»Es ist unsere einzige Chance, falls er sich nicht selbst mit einem Paukenschlag zurückmeldet.«

»Mallmann wird sich nicht erwischen lassen. Er ist einfach zu schlau. Dieser Vampir ist raffiniert. Dagegen kommen wir nicht an. Ich glaube nicht an die Fahndung. Du kannst dir vorstellen, wie es in mir aussieht. Ich bin fast am Ende. Das ist ein Nervenkrieg, wie ich ihn noch nie zuvor erlebt habe…«

Er sprach noch weiter. Während seiner Worte spürte ich, wie mir der Schweiß austrat. Ich wußte, was mein Vater durchmachte. Mir erging es ähnlich. Nur hatte ich dabei den Vorteil, abgelenkt zu sein.

Beruflich rollte einfach zuviel auf mich zu. Da gerieten andere Probleme schon mal in den Hintergrund, ohne gleich vergessen zu sein.

»Ich kann dir nur raten, abzuwarten, Dad. Mallmann wird es sich nicht leisten können, Mutter zu töten oder zu einem Vampir zu machen. Er hat Pläne, er braucht den Blutstein, und den bewache ich wie meinen Augapfel.«

»Ich hoffe es sehr.«

»Klar doch.«

»Wie sieht es denn bei dir aus? Bleibst du jetzt länger in London, oder mußt du wieder reisen?«

»Bisher habe ich nichts von einer Reise gehört. Ich bin aus New York zurückgekehrt. Es reicht mir wirklich.«

»Das verstehe ich.«

Ich räusperte mich. »Falls sich irgend etwas ereignen sollte, Dad, bist du der erste, der verständigt wird, das schwöre ich dir. Verbleiben wir so?«

»Okay, John. Entschuldige, daß ich…«

»Hör auf, Vater. Du kannst mich jederzeit anrufen. Außerdem geht es mir ähnlich wie dir.«

»Besteht eine Chance, daß du hochkommst?«

»Möglich.«

»Ich werde mich jetzt mit Sergeant McGrath zusammensetzen.«

»Grüße ihn von mir.«

»Mach ich, Junge. Und gib auf dich acht.«

»Das werde ich schon, Dad.«

Mit einem verdammten Druck in der Kehle legte ich den Hörer auf. Der Anruf hatte mich wieder an einen verdammt schlimmen Fall erinnert. Mallmann war ein König oder ein Kaiser der Vampire.

Seine Aktion D wollte er voll durchziehen. Schaffte er es, würde sie zu einer Gefahr für die Menschheit heranwachsen, das stand auch fest.

Ich erhob mich und nahm im Flur die Jacke vom Haken. Die Wohnung kam mir plötzlich leer und tot vor. Alles wirkte deprimierend.

Ich mußte mich schon innerlich zusammenreißen, um mich zu motivieren.

Ich hatte in der letzten Zeit einige Niederlagen erlitten. Sehr schlimm war auch der Tod des jungen Ali gewesen. Shimada hatte sich furchtbar gerächt, weil es Yakup Yalcinkaya gelungen war, das Schwert der Sonnengöttin vor ihm zu finden. Wir alle hatten einen zu hohen Preis dafür bezahlen müssen.[1]

Dennoch wollte ich Alis Tod nicht mit der Gefangenschaft meiner Mutter vergleichen. Das waren zwei verschiedene Paar Schuhe. Shimada hatte nur reagiert, Mallmann würde agieren. Etwas anderes kam für ihn nicht in Frage. Dazu kannte ich ihn zu gut.

Ich verließ meine Wohnung und schloß ab. Der Aufzug lag gegenüber. Ich befand mich nicht allein im Flur. Aus dem Hintergrund hörte ich eine Frauenstimme.

Ich drehte mich nach rechts, sah nicht viel, weil nicht alle Lampen eingeschaltet waren. Eine ältere Nachbarin stand im Flur und schimpfte über einen Gegenstand, der vor ihr hockte und so aussah, als wollte er sie nicht vorbeilassen.

»Geh weg!« hörte ich sie laut rufen. »Hau ab! Du hast hier nichts verlören.«

Ich hatte mich dem Aufzug zuwenden wollen, nun allerdings war ich mißtrauisch geworden. Der Lift konnte warten. Vielleicht befand sich die Mitmieterin in Schwierigkeiten. Ich schlenderte auf sie zu und erkannte den Gegenstand besser.

Es war eine Katze, die vor der Frau auf dem Boden hockte und leise fauchte.

Das Tier besaß ein dunkles Fell, über das weiße Streifen liefen. Die Mieterin schaute mir entgegen. Sie kannte sogar meinen Namen, denn sie sprach mich an.

»Hören Sie, Mr. Sinclair. Seit wann gibt es in diesem Haus Katzen? Ich mag keine Katzen.«

»Nehmen Sie das nicht so tragisch. Vielleicht gehört das Tier einem der Nachbarn.«

»Nein, das hätte ich gewußt. Ich bin gut informiert, das können Sie mir glauben.«

Mir fiel der Name wieder ein. »Natürlich, Mrs. Tenbroke. Haben Sie

das Tier hier getroffen?«

»Ja, es hockte vor meiner Tür. Und wie mich das Biest anschaut! Schlimm, sage ich Ihnen. Das müssen Sie sich ansehen.« Sie rührte sich nicht, als sie weitersprach. »Wissen Sie, ich bin nicht ängstlich, aber die Katze hier ist nicht normal.«

»Vielleicht hat sie Hunger.« Ich sah die Sache noch ziemlich locker.

»Reden Sie doch nicht so ein dummes Zeug.« Mrs. Tenbroke zog die Augen zu Schlitzen zusammen. »Sie sind doch Polizist – oder?«

»Ich streite es nicht ab, Madam.«

»Dann müssen Sie sich auch um so etwas kümmern. Entlaufene Katzen sind etwas für die Polizei.«

»Oder für das Tierheim.«

Fast böse schaute sie mich an. Mrs. Tenbroke besaß ein verkniffenes Gesicht. Man konnte es als scharffaltig bezeichnen. Der Mund war kaum zu sehen. Er verschwand fast in den Falten.

Sie trug einen dünnen, braunen Mantel, klobige Schuhe und einen grauen Hut auf dem Kopf. Ein wenig erinnerte sie mich an eine Witzblattfigur, aber Frauen wie Mrs. Tenbroke fand man in allen Ländern. Sie hörten das Gras wachsen. Mich wunderte nur, daß sie vor einer harmlosen Katze Furcht zeigte. Irgendwo besaß wohl jeder Mensch einen schwachen Punkt. Warum sollte es ihr anders ergehen?

Ihr rechtes Bein bewegte sich zuckend. Es sah so aus, als wollte sie das Tier treten, meine Stimme allerdings stoppte sie.

»Nein, lassen Sie das!«

»Wieso, ich…?«

»Gehen Sie zurück.«

Sie schaute mich noch einmal scharf an, um dann zu gehorchen.

Die Katze stellte sich hin. Je näher ich ihr kam, um so unwohler fühlte sie sich, denn sie machte einen Buckel, wobei sich zusätzlich das Fell sträubte und den dunklen Schwanz leicht bewegte. Bei einer Katze war dies kein gutes Zeichen.

»Man sollte das Biest in einen leeren Aufzugschacht schmeißen«, sagte sie böse.

Mir lag eine entsprechende Antwort auf der Zunge, die ich mir allerdings verkniff.

Ich nahm ihre Stelle ein und senkte den Blick, um das Tier anschauen zu können.

Die Augen funkelten mich an. War der Blick böse? Jedenfalls wirkte er nicht verschlafen. Die Katze hatte etwas an sich, das auch mir nicht gefiel.

Plötzlich spürte ich ein kurzes Brennen genau dort auf der Brust, wo sich mein Kreuz befand.

Eine Warnung.

Ich wußte Bescheid.

Etwas Böses lauerte in der Nähe!
»Na, Mr. Sinclair? Merken Sie auch, daß mit der Katze etwas nicht stimmt?«
Ich winkte ab. »Bitte, gehen Sie in Ihre Wohnung, Mrs. Tenbroke. Das ist besser.«
»Ich muß aber einkaufen.«
»Dann verlassen Sie das Haus.«
Sie wollte nicht. »Nein, nein, ich bin gespannt, wie Sie das Tier vertreiben können.«
Natürlich sagte ich ihr nichts von der Warnung durch das Kreuz.
Sie hätte es sowieso nicht begriffen, aber mein Mißtrauen war erweckt und blieb auch.
Ich ging langsam in die Hocke und beugte mich dem lauernd dastehenden Tier entgegen. Noch funkelten mich nur die Augen an.
Eine andere Reaktion sah ich nicht.
Ich riskierte es und streckte der Katze meine linke Hand entgegen.
Die Bewegung gefiel ihr nicht. Sie hob die rechte Vorderpfote und hackte blitzschnell zu.
Bevor sie mich erwischen konnte, hatte ich die Hand schon wieder zurückgezogen.
Ich war schon dabei, mich wieder hinzustellen, als die Katze gierig das Maul aufriß.
Dennoch gelang mir ein Blick, und ich glaubte, meinen Augen nicht trauen zu können.
Die Katze besaß außerhalb ihrer normalen Zähne noch zwei gefährliche Vampirhauer!

***

Eine Vampir-Katze!
Dieser eine Gedanke schoß mir durch den Kopf. Deshalb hatte mein Kreuz reagiert. Es hatte mich vor der Gefahr warnen wollen, die von dieser Katze ausging.
Unwillkürlich trat ich einen Schritt zurück und hörte das böse Fauchen der Katze.
Dieses Geräusch machte auch Mrs. Tenbroke Angst, denn sie bewegte sich an der Wand entlang auf ihre Wohnungstür zu und blieb in der schmalen Nische stehen.
»Gehen Sie!« fuhr ich sie an. »Gehen Sie schon in die Wohnung! Beeilen Sie sich!«
»Aber…«
»Kein Aber, verdammt!« Ich hatte sehr hart und wütend gesprochen. Diese Sprache verstand sie. Zitternd schloß sie auf, drückte die Tür nach innen und verschwand, so daß ich mit der Vampir-Katze allein war.

Kreuz oder Beretta?

Ich entschied mich für die Schußwaffe. Ich hatte nicht einmal ein schlechtes Gewissen, denn die Katze war kein normales Tier. Irgend jemand hatte sie zu einer kleinen Bestie verändert. Soweit ich mich erinnern konnte, waren mir Vampir-Katzen noch nicht begegnet.

Wenn sie ebenso reagierten wie normale Blutsauger, dann sah es für Unschuldige böse aus. Katzen sind sehr gelenkig, sie können kämpfen, sie können zu kleinen Tigern werden und Menschen das Leben schwermachen.

Als meine Finger die Beretta berührten, stieß sich das Tier ab.

Selbst ich war überrascht, daß sie aus dem Stand so hoch springen konnte. Dabei hatte sie sich meinen Hals als Ziel ausgesucht, um mir, wie ein echter Vampir, in die Kehle zu beißen.

Ich trat gedankenschnell zurück und drehte mich dabei geschmeidig zur Seite.

Sie sprang daneben und hatte soviel Kraft in diese Attacke hineingelegt, daß sie erst von der Wand gestoppt wurde. Für einen Moment sah es so aus, als wollte sie sich daran festhalten, dann fiel sie zu Boden, drehte sich herum, sprang flacher – und in meinen Tritt hinein, dessen Wucht sie wieder zurückschleuderte und sie aufheulen ließ, als wäre sie gefoltert worden.

Ich ließ die Beretta stecken und nahm den Dolch. Auch er bestand aus geweihtem Silber.

Im gleichen Augenblick öffnete Mrs. Tenbroke ihre Wohnungstür spaltbreit. Die Neugierde hatte sie nicht in ihren eigenen vier Wänden gelassen.

Ihr Pech, denn inzwischen hatte auch die Katze bemerkt, daß ich ein anderer Gegner war. Sie suchte ein Versteck, einen Fluchtweg, dann huschte sie durch den Türspalt in die Wohnung der Frau, die aufschrie, als wäre sie schon gebissen worden.

Spaß war das längst nicht mehr. Ich stellte die Katze in ihrer Gefährlichkeit gleich mit einem normalen Vampir, deshalb mußte ich hart und sofort handeln.

Mrs. Tenbroke stand noch an der Tür und protestierte wütend, als ich sie aufstieß. »Schließen Sie sich ein oder verlassen Sie Ihre Wohnung!«

»Wohin denn?«

»Ins Bad oder…«

Ich sprach nicht mehr weiter, denn ich war bereits durchgelaufen.

In diesem Hochhaus waren die Buden alle gleich angelegt. Mrs. Tenbroke besaß auch nicht mehr Räume als ich. Im Wohnzimmer blieb ich stehen. Viel Kram stand herum. Auf einer alten Anrichte sah ich den Trödel. Alte Vasen, zwei Gartenzwerge, ein Kerzenleuchter mit drei Armen und die Katze.

Sie war auf die Anrichte gesprungen und hockte hinter einem

Gartenzwerg, der als Deckung jedoch ungeeignet war. Ich räumte schwungvoll den Gartenzwerg zur Seite. Er landete auf einem Sessel, wo er nicht zerbrach.

Die Katze stieß sich ab.

Es war leicht, von der Anrichte her gegen mein Gesicht zu springen, was ihr nicht gelang, denn ich hatte augenblicklich die rechte Hand mit dem Silberdolch hochgerissen.

Die Klinge traf ihren Bauch. Ein weiter Schnitt entstand, aus dem hätte eigentlich Blut fließen müssen. Jedoch nur wenige Tropfen quollen hervor.

Dafür hörte ich ein schreckliches Schreien. Schrille, jaulende Geräusche, als würde das Tier vom Schuh eines Riesen allmählich zerquetscht. Seine Krallen ratschten noch über meinen Ärmel, dann prallte es zu Boden und blieb neben der Anrichte liegen, wobei sich ihr Fell sofort veränderte. Der Glanz verschwand wie weggeputzt.

Was als Farbe zurückblieb, war grau und stumpf. Das Maul stand noch offen, die Augen ebenfalls. Der Blick bekam ebenfalls eine gewisse Stumpfheit. Mir kam es vor, als würden in den Augen Lichter verlöschen.

Das also hatte ich hinter mir…

»Mr. Sinclair…« Die Stimme der Mieterin klang anders. Nicht mehr laut und schrill, sie flüsterte nur noch. Kein Wunder, was sie da gesehen hatte, war nicht normal. Auch nicht, daß sich das Katzenfell dermaßen verändert hatte, als wäre es zu einem brüchigen Stück Papier geworden.

Ich schabte mit der Schuhsohle darüber hinweg, konnte sogar einen Teil des Fells lösen und sah, wie es als Staub abfiel.

»Mr. Sinclair«, flüsterte sie. »Was… was haben Sie da getan? Sagen Sie es!«

»Die Katze getötet. Wollten Sie das nicht?«

Ihr Hut saß schief. In einer anderen Situation hätte ich gegrinst.

Danach war mir in diesem Fall nicht zumute. Sie nickte langsam.

»Vielleicht, aber was ist mit ihr?«

»Tot.«

Mrs. Tenbroke schüttelte den Kopf und brachte es fertig, gleichzeitig zu nicken. »Das… das sehe ich. Aber wie ist sie gestorben? Das ist doch nicht normal.«

»Stimmt.«

»Sie haben sie…«

Ich drehte sie um. »Geben Sie mir irgend etwas, in das ich den Kadaver einpacken kann.«

»Und dann?«

»Weg damit.«

»Ja, natürlich. Reicht eine Tüte?«

»Bestimmt.«

Sie verschwand in der Küche. Ich ging hinter ihr her, weil ich ihr einen nochmaligen Anblick ersparen wollte. Ich wußte auch nicht so recht, wohin mit der Katze, wollte sie erst einmal dem Hausmeister überlassen oder ihn fragen.

»Bleiben Sie solange hier in der Küche, Mrs. Tenbroke. Ich erledige den Rest.«

»D… danke.«

Als ich die Katze anhob, fiel mir auf, wie leicht sie war. Das Fell zerkrümelte fast, so sehr hatte es sich verändert. Ich schaffte es, sie in die Tüte zu stecken. Den zurückgebliebenen Staub konnte Mrs. Tenbroke wegfegen.

Sie hatte trotzdem zugeschaut, denn als ich mich drehte, stand sie im Zimmer. »Ich… ich kann es alles nicht fassen, Mr. Sinclair. Das ist ja so schlimm.«

»Keine Sorge, Mrs. Tenbroke. Manchmal gibt es Dinge, die sollte man einfach vergessen.«

Sie deutete auf die Tüte. »Wo wollen Sie damit hin?«

»Ich rede mit dem Hausmeister.«

»Ja, das wäre gut. Verbrennen. Man sollte das Biest wirklich verbrennen.«

»Wahrscheinlich.«

»Kommen Sie noch einmal hoch oder fahren Sie jetzt zum Dienst, Mr. Sinclair?«

Ich drehte mich vor der Wohnungstür um. »Es kommt darauf an, wie sich die Lage entwickelt.«

»Bestimmt schlimm.«

Mein Lächeln zeigte Optimismus. »Erst abwarten. Beherzigen Sie nur meinen Rat. Bleiben Sie bitte in der Wohnung.«

Sie fummelte an ihrem Hut herum und setzte ihn gerade. »Glauben Sie denn, daß ich mit weiteren Katzen rechnen muß?«

»Kann sein, kann nicht sein. Ich bin auch als Polizist in diesem Fall überfragt.«

Die Antwort hatte ich Mrs. Tenbroke gegeben. Tatsächlich dachte ich anders darüber. Das Auftauchen der Vampir-Katze war kein Zufall. Zudem konnte ich mir gut vorstellen, daß sie sich nicht allein in diesem Hochhaus aufhielt. Meiner Ansicht nach steckte dahinter Methode. Wenn ich an Vampire dachte, so reagierte ich in der letzten Zeit ziemlich allergisch. Stand das Erscheinen dieser veränderten Katze etwa mit den Plänen eines Will Mallmann in Zusammenhang? Ihm traute ich jede Teufelei zu und jeden noch so raffinierten Plan.

Ich holte den Lift hoch und stand wie auf dem Sprung, als sich die Tür öffnete und ich in die leere Kabine sehen konnte.

Ich betrat den Lift und drückte die Taste für Erdgeschoß. Mit der

rechten Hand hielt ich die Tüte fest. Der makabre Inhalt wog nicht sehr viel. Nach ihrem Ende hatte das veränderte Tier an Gewicht verloren. Eine Katze, zwei, drei oder dreißig? Mußte ich mit einer Invasion der Vampir-Katzen rechnen?

Noch eine Theorie, die ich so unwahrscheinlich nicht fand. Mallmann war jeder Trick zuzutrauen. Er umgab sich mit Helfern, die alles für ihn taten.

Der verließ sich auf die gesamte Natur und schloß dabei Tiere ebenso ein wie Menschen.

Der Lift hielt in der Halle. Zwei Frauen waren dabei, mit großen Aufnehmern über den Boden zu wischen. In die Nähe der Aufzüge waren sie noch nicht gelangt. Ich schlug einen Bogen, um nicht durch die Nässe zu gehen. Dabei näherte ich mich der Loge, in der normalerweise der Portier hockte, der gleichzeitig die Funktion des Hausmeisters innehatte. Es gab zwei davon. Die beiden wohnten auch im Erdgeschoß.

Der Mann stand auf einer Leiter und wischte eine lange Leuchtstoffröhre ab, die er ausgewechselt hatte. Er wurde aufmerksam, als ich mich räusperte.

»Ach, Sie sind es, Mr. Sinclair. Was kann ich für Sie tun, Sir?«

»Können Sie Ihre Arbeit für einen Moment unterbrechen?«

»Ich muß eben die Verkleidung anbringen.«

»Gut, ich warte.«

An der Loge blieb ich stehen. Um diese Zeit herrschte in der Halle nicht viel Betrieb. Die berufstätigen Bewohner befanden sich längst auf ihren Arbeitsstellen, und auch die Hausfrauen hatten das Gebäude verlassen, um ihre Einkäufe zu erledigen.

Der Hausmeister hatte gute Laune. Er pfiff vergnügt vor sich hin, stieg von der Leiter und klappte sie zusammen. In seiner Loge lehnte er sie gegen die Wand.

»So, Mr. Sinclair. Wo drückt der Schuh?«

Ich schaute in sein rundes Gesicht, dessen Stirn die Fortsetzung in einer Halbglatze fand. »Wenn ich ehrlich sein soll, dann weiß ich es nicht genau.«

»Komisch.«

»Na ja, schauen Sie mal.« Ich öffnete die Plastiktüte, damit er einen Blick hineinwerfen konnte.

Vielleicht hätte ich ihn vorher warnen sollen, jetzt war es zu spät.

Er stieß einen Fluch aus, erbleichte und machte hastig einen Schritt zurück.

»Das… das kann doch nicht wahr sein.«

»Sorry, aber…«

Er schüttelte den Kopf. »Wie kommen Sie an die Katze, Sir?«

»Ich habe sie getötet.«

»Hier im Haus?«

»Sicher.«

Er schluckte. »Verdammt, verdammt, das begreife ich nicht. Wirklich nicht, Sir.«

»Was bringt Sie durcheinander?«

»Die Katze. Ich kenne Katzen, ich mag sie auch, aber seit heute morgen irgendwie nicht mehr.«

»Was ist der Grund?«

»Ich habe zu viele gesehen. Sie schlichen um das Haus. Sie sahen aus, als wollten sie hinein.«

»Woher wissen Sie das?«

»Nun ja, das merkt man doch, Sir. Die Katzen kratzten an den Mauern, sprangen hoch auf die niedrig gelegenen Fensterbänke, und wenn ich sie vertreiben wollte, nahmen sie Reißaus. Die haben sich sehr ungewöhnlich verhalten.«

»Sind welche im Haus?«

»Ja, ich habe es nicht geschafft.« Er beugte sich vor. »Bitte, es bleibt unter uns, sonst bekomme ich ein schlechtes Image. Ich konnte nicht verhindern, daß einige Katzen durch die Tür schlüpften, als sie offenstand. Sie wissen ja selbst, daß hier des Morgens ein ständiges Kommen und Gehen herrscht.«

»Da sagen Sie mir nichts Neues. Aber etwas anderes. Ist Ihnen an den Tieren etwas aufgefallen?«

»Ja, sie waren scheu und gleichzeitig auch aggressiv.« Er ballte die Rechte zur Faust und hielt sie unter die Nase. »Wissen Sie, die standen unter Strom.«

»Fiel Ihnen nichts an ihrem Aussehen auf?«

»Nein, Sir. Wie meinen Sie das?«

»Ich dachte an das Gesicht, an die kleinen Mäuler.«

»Die hatten sie nie offen. Wieso? Hätte mir denn etwas auffallen sollen?«

»Möglich«, erwiderte ich ausweichend.

Er deutete auf die Tür. »Sie, Sir, haben eine Katze getötet. Weshalb taten Sie das?«

»Ich mußte es.«

»Wurden Sie angegriffen?«

»Auch. Sie war wild, sie…«

»Hören Sie auf, Sir, hören Sie auf. Kann es sein, daß dieses Tier die Tollwut hatte?«

Da brachte er mich auf eine gute Idee, denn ich wollte ihm nicht unbedingt die Wahrheit sagen. »Ja, das ist durchaus möglich gewesen.« Ich nickte heftig. »Jetzt, wo Sie es ausgesprochen haben, glaube ich sogar daran. Die Katze hat bestimmt die Tollwut gehabt.«

Auf dem Gesicht des Hausmeisters erschien eine Gänsehaut, als er

weiterdachte. »Dann müssen wir damit rechnen, daß nicht nur dieses eine Tier von der Krankheit befallen worden ist?«

»Davon könnte man ausgehen.«

Er schluckte und schaute sich um. Niemand hatte uns beobachtet, deshalb hörte auch keiner zu. Die Putzfrauen arbeiteten weiter hinten im Flur.

»Was können wir denn tun?«

Ich hob die Schultern. »Zunächst einmal müßte ich wissen, wie groß die Anzahl der Katzen im Haus ist. Dann würde mich interessieren, woher sie gekommen sind.«

»Das weiß ich auch nicht.«

Ich nickte. »Sie bleiben ja hier, nicht?«

»Klar.«

»Ich muß die tote Katze loswerden und denke mir, daß ich sie in einen Container lege.«

»Draußen, meinen Sie?«

»Ja.«

Er bewegte die Lippen, ohne zu sprechen. Auf seiner Halbglatze schimmerten kleine Schweißperlen, die er mit der Handfläche verrieb. »So einfach ist das nicht. Tote Katzen gehören eigentlich…«

»Ich weiß, daß sie nicht in einen Container gehören. Ich verspreche Ihnen auch, daß ich sie abholen lasse. Für den Augenblick aber will ich sie nicht herumtragen.«

»Das ist klar.«

»Es bleibt unter uns. Ich komme zurück und werde mich wohl auf die Suche nach den Katzen begeben.«

Der Hausmeister runzelte die Stirn. »Wäre es nicht besser, das Gesundheitsamt zu verständigen? Ich will mich nicht in Ihren Job einmischen, aber…«

»Das ist klar. Später werde ich darauf zurückkommen. Nur muß ich jetzt das Tier loswerden.«

»Na gut, machen Sie es. Sie wissen ja, wo die beiden großen Container stehen?«

»Hinter dem Haus.«

»Genau.«

Er schaute mir nach, als ich durch den breiten Eingang schritt. Unter dem Vordach blieb ich für einen Moment stehen und dachte über den Katzenfall nach. Das Auftauchen des einen Tieres war also kein Zufall gewesen. Dahinter steckte Methode, und zwar die Methode eines vampirischen Teufels.

Allmählich kristallisierte sich bei mir wieder der Name Will Mallmann hervor. Versuchte er es jetzt mit Katzen? Wenn ja, was steckte dahinter? Welches Motiv sollte er gehabt haben, Katzen in das Wohnhaus zu schicken? Ein Vampir fiel normalerweise Menschen an

und machte sie zu seinen willenlosen Dienern. Bei Mallmann war alles anders. Er bestand aus Schläue, Hinterlist und Rücksichtslosigkeit.

Ich schritt nach links und ging an der Wand des Hauses entlang.

Die Sonne hatte die Wolkendecke aufgerissen. Sie schien frühlingswarm auf London nieder.

Das Licht brach sich in den Scheiben, die glänzten, als wären sie frisch gestrichen worden. Es standen kaum Wagen auf den Außenparkplätzen zwischen den beiden Nachbarhäusern. Die Hecke an den Abstellflächen zeigte das erste frische Grün.

Man konnte es nicht wegdiskutieren. Die warme Jahreszeit war auf dem Vormarsch.

Die beiden großen Container standen so, daß sie den Gesamteindruck nicht zerstörten. Eingebaut in eine breite Lücke an der Rückseite des Hauses und nur von einer Seite offen. Wie breite Kuppeldächer lagen die Deckel auf ihnen, die sich trotz der Größe relativ leicht zurückschieben ließen, da sie über Gelenke miteinander verbunden waren.

Ich hielt die Tür mit der linken Hand. Mit der rechten umfaßte ich den Deckelgriff und schob ihn zurück. Dabei dachte ich an nichts Böses, bis zu dem Augenblick, als der gewölbte Deckel ganz zurückgeschwungen war und eine breite Lücke freigegeben hatte.

Aus ihr schossen sie hervor.

Ich hörte das Schreien, sah die schattenhaften Katzenkörper und wuchtete mich zurück.

Wie die springenden Teufel flogen ein halbes Dutzend Katzen gleichzeitig auf mich zu…

***

Suko schaute auf die Uhr, als er Glendas Vorzimmerbüro betrat.

Während er ein Blatt Papier in DIN-A4-Format schwenkte, das sehr amtlich aussah, schüttelte er den Kopf.

»Immer noch nichts von John?«

Die dunkelhaarige Glenda fuhr mit ihrem Schreibtischstuhl herum. »Nein, Suko.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ich auch nicht.« Glenda hob die Schultern und reckte sich dann.

»Auch er ist kein Supermann. Oder bist du gegen Krankheiten gefeit wie Grippe oder so.«

»Nein.«

»Na bitte.«

Suko blieb am Ball. »Ich mache mir trotzdem Sorgen. Würdest du mal bei ihm anrufen?«

»Warum nicht du?«

Der Inspektor lächelte. »Du kannst das besser, Glenda.«

»Ja, ja, immer auf die Frauen. Ihr Männer…«

»Einmal nur.«

Glenda lächelte und tippte bereits die Nummer des Geisterjägers in das Telefon. Dabei schaute sie lächelnd auf den wartenden Inspektor, doch das Lächeln entschwand immer mehr, weil sich niemand meldete. Schließlich legte Glenda achselzuckend auf. »Es ist keiner da.«

»Dann wird er unterwegs sein.«

»Sicher.«

Suko stutzte. »Du, sagst du das komisch.«

Glenda stand auf und strich sich den Rock glatt. Er war neu und zeigte ein frisches Blumenmuster. Dazu trug sie ein T-Shirt und eine graue Jacke. »Ich weiß auch nicht, aber als ich heute morgen mit ihm sprach, klang seine Stimme richtig krank.«

Suko winkte ab. »Laß ihn mal in Ruhe, Mädchen. Der kriegt sich wieder ein.«

»Das hoffe ich auch.« Glenda schaute auf die Meldung, die Suko noch immer hielt. »Was hast du da denn?«

»Eine Meldung unserer uniformierten Kollegen. Von der Metropolitan Police.«

»Nicht die aus der City?«

»Nein, nein, aus den Randbezirken. Es passierte in einer Laubenkolonie. Da will jemand eine mit Vampirzähnen bestückte Katze gesehen haben.«

Glenda runzelte die Stirn. »Eine Vampir-Katze?«

»So sieht es aus.«

Sie winkte ab. »Daran glaubst du doch nicht im…?« Das letzte Wort sprach sie nicht aus. »Nein, nein, ich sage nichts mehr. Es ist alles möglich. Was ist denn passiert?«

»Lies das Protokoll.«

Glenda las die Sätze und schüttelte den Kopf. Es bestand vom Yard her die Anweisung an sämtliche Dienststellen, daß ungewöhnliche Vorgänge oder Fälle sofort gemeldet wurden, so daß sie am anderen Morgen auf dem Schreibtisch der beiden Geisterjäger lagen.

Glenda reichte Suko das Protokoll zurück. »Tja, damit kann ich auch nichts anfangen.«

»Mir ergeht es ähnlich. Obwohl ich überlege, ob ich mit der Familie Child nicht mal rede.«

Auch Glenda wußte, wie allergisch Suko und John Sinclair auf Vampire reagierten. Sie zog augenblicklich die richtigen Schlüsse.

»Will Mallmann?« fragte sie.

»Kann sein.«

»Aber Katzen…?«

Suko hob die Schultern. »Man weiß nie, was dieser Teufel alles

ausheckt. Bei ihm muß man mit allem rechnen.« Er ging zur Teekanne und schenkte sich eine Tasse ein. »Ich warte in meinem Büro auf John.«

»Okay. Wie ist es mit der Pause?«

Suko winkte ab. »Später.«

Sekunden danach saß er hinter seinem Schreibtisch, trank Tee und dachte über die Meldung nach. Vampir-Katzen – eigentlich ein Unding, aber das Protokoll war von drei Personen unterschrieben worden. Konnten sich drei Menschen, wovon zwei erwachsen waren, dermaßen irren?

Daran glaubte er nicht. Bevor er die Childs anrief, telefonierte er mit John Sinclair. Auch wenn es einen Stau gegeben hatte, hätte John bereits im Yard sein müssen.

In seiner Wohnung meldete sich niemand, auch über Autotelefon war er nicht zu erreichen. Allmählich machte sich Suko Sorgen. Die Unruhe konnte er nicht unterdrücken.

Glenda erschien. »Möchtest du noch eine Tasse Tee? Eine ist noch da.«

»Nein, danke.«

Glenda krauste die Stirn. »Irgend was stimmt nicht mit dir, du siehst bedrückt aus.«

»John hat sich nicht gemeldet. Ich habe es überall versucht, auch im Rover.«

Sie hob die Schultern. »Er wird unterwegs sein.«

»Das glaube ich nicht.«

»Dann ruf doch mal den Hausmeister an und bitte ihn, nachzuschauen, ob sich noch der Rover in der Garage befindet. Das ist doch kein Akt, meine Güte.«

»Nein, aber eine gute Idee.« Suko wußte die Nummer nicht, dafür Glenda. Sie gab sie ihm durch. Es dauerte eine Weile, bis der Hausmeister abhob. Als er sich meldete, klang seine Stimme gehetzt.

»Ach Sie sind es, Mr. Suko.«

»Ja, ich wollte nur fragen, ob Mr. Sinclair schon das Haus verlassen hat. Könnten Sie vielleicht mal einen Blick in die Tiefgarage werfen, wo sein Rover steht?«

Der Hausmeister lachte dermaßen anders, daß Suko nachdenklich wurde. »Wissen Sie, Mr. Suko, das Haus hat er nicht verlassen. Er befindet sich auf der Jagd nach Katzen.«

Der Inspektor glaubte, sich verhört zu haben. »Was haben Sie da gesagt?«

»Er jagt Katzen.«

»Wie das.«

»Tollwütige Katzen. Eine hat er schon erledigt, es müssen sich noch mehr im Haus befinden.«

Suko räusperte sich. »Sie sind sicher, daß es sich dabei um tollwütige Tiere handelt?«

»Davon gehen wir aus.«

»Sicher sind Sie sich nicht?«

»Was hätten sie denn sonst sein sollen?«

»Ja«, murmelte Suko in den Hörer. »Was hätten sie sonst sein sollen? Passen Sie auf. Wenn Sie ihn sehen, sagen Sie ihm bitte, daß ich unterwegs bin.«

»Das finde ich gut. Für mich sind die Tiere ebenfalls zu einer Gefahr geworden.«

Da hatte Suko schon aufgelegt und sprang in die Höhe. Sein Drehstuhl zischte bis zur Wand zurück. »Katzen«, sagte er und schaute Glenda dabei an. »Die haben bestimmt keine Tollwut. Wenn mich nicht alles täuscht, jagt John Vampir-Katzen.«

»Wie… wieso? Das verstehe ich nicht ganz.«

»Macht nichts, ich auch nicht. Jedenfalls brauche ich bei den Childs nicht mehr anzurufen. Die Katzen sind bereits unterwegs. Ich könnte mir gut vorstellen, daß sie das Haus besetzt haben. Gib du Sir James Bescheid, ich melde mich wieder.«

Bevor Glenda noch etwas fragen konnte, war Suko aus dem Büro gestürmt.

Sie schaute ihm achselzuckend, kopfschüttelnd, aber auch leicht beunruhigt nach. Glenda gehörte zu den Menschen, die Katzen mochten. Es war schwer vorzustellen, daß diese an sich lieben Tiere sich in kleine, blutgierige Vampir-Monstren verwandelt hatten.

Aber es sprach auch nichts dagegen.

Suko war nicht einmal eine halbe Minute fort, als Glenda Besuch bekam. Sir James betrat ihr Büro und sah der jungen Frau die Aufregung sofort an.

»Was ist denn geschehen, Glenda?«

»Sir, genau weiß ich das auch nicht. Wenn ich alles richtig verstanden habe, geht es um Vampir-Katzen. John hat in seinem Haus diese verwandelten Tiere entdeckt.«

Auch der Superintendent schaute ziemlich ungläubig. »Da sind Sie sicher, Glenda?«

»So gut wie.«

»Ich dachte, John würde es schlecht gehen.«

»Vielleicht kommt beides zusammen, Sir. Haben Sie schon etwas über Vampir-Katzen gehört?«

»Nein, heute zum erstenmal. Aber man muß mit allem rechnen. Wissen Sie, wie es weitergeht?«

»Leider nicht, Sir. Ich glaube, wir sollten abwarten, ob John Sinclair und Suko etwas erreichen.«

»Da wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben«, sagte der

Superintendent und schüttelte den Kopf.

***

Sie kamen wie eine kleine, fauchende und kreischende Armee über mich, als hätten sie nur darauf gewartet, daß jemand so dumm war und die eine Containerhälfte aufschob.

Ich hatte sie gesehen und wuchtete mich zurück, wobei ich die Arme und die Plastiktüte mit in die Höhe riß. Ein Tier wuchtete gegen die Tüte. Ich hörte das Kratzen der Krallen. Einige Risse entstanden, dann schleuderte ich die Tüte hoch und erwischte ein Tier. Es kippte wieder zurück, kam sofort auf die Beine, während ich zurücklief, die Tüte fallenließ und zu meiner Pistole griff.

Die Katzen hatten sich schlauerweise verteilt. Als nicht kompakte Masse boten sie ein schlechtes Ziel. Sie waren nicht nur flink, sondern auch klein. Wenn sie sich noch stärker zusammendrückten, schafften sie es, in Lücken Unterschlupf zu finden, die mir verborgen blieben. Da tauchten sie ein zwischen die Büsche am Parkplatz oder huschten sie schnell an der Hausmauer entlang, daß ich das Nachsehen hatte.

Eine bekam ich trotzdem. Es war eine Katze mit rotem Fell, die sich unter den Container geduckt hatte, sich dort wohl wie in einem Gefängnis vorkam und blitzschnell aus der Lücke zwischen Container und Boden hervorhuschte.

Ich schoß.

Die geweihte Silberkugel erwischte sie irgendwo in der hinteren Körperhälfte. Wie von einem Fußtritt erwischt, unterbrach sie ihren Lauf, überkugelte sich, schlug mit den Pfoten, hatte ihr Maul weit aufgerissen, so daß ich ihre gefährlichen Vampirzähne sehen konnte. Plötzlich blieb sie liegen.

Starr, wie eingefroren. Auch das Fell veränderte sich. Die rötliche Farbe machte einem blassen Grau Platz, und über die Augen legte sich ein Schleier des Todes. Genau dort, wo meine geweihte Kugel sie erwischt hatte, zeigte das Fell einen schwarzen Brandfleck.

Weitere Katzen sah ich nicht. Sie hatten es geschafft und sich gut versteckt. Ich nahm die Tüte hoch und verstaute sie im Container.

Die zweite Katze warf ich dazu.

Wie viele Katzen irrten in London herum? Da konnte ich nicht einmal raten, auch nicht schätzen. Jedenfalls waren es meiner Meinung nach tausende.

Eine Vampirkatze reichte aus, um den Keim, auf die gesamte Stadt zu verbreiten. Wenn davon auch nur ein Teil eintreten sollte, sah es mehr als bitter aus.

Daß sich mein Herzschlag bei dieser Vorstellung beschleunigte, lag auf der Hand.

Der Hausmeister kam mir entgegen. Aufgeregt, mit hochrotem Kopf.

Er wedelte mit beiden Armen und sprach mich hastig an. »Geschossen – ist hier geschossen worden?«

»Ich habe schießen müssen.«

Er starrte auf meine Beretta. »Und? Haben Sie Erfolg gehabt, Mr. Sinclair?«

»Eine Katze weniger.«

»Wie viele waren denn unterwegs?«

Ich hob die Schultern. »Das kann ich Ihnen genau nicht sagen. Sechs, glaube ich, habe ich gesehen. Sie hielten sich in Ihrem Container verborgen.«

Der Hausmeister blinzelte wegen der Sonnenstrahlen, als er hinschaute. »Das… das darf doch nicht wahr sein. Dann muß sie ja einer hineingesteckt haben.«

»Davon gehe ich aus.«

»Und wer?«

Ich lachte ihn scharf an. »Wenn ich das wüßte, mein Lieber, wäre mir wohler.«

»Haben Sie denn keinen Verdacht?« Er ließ nicht locker. »Wer steckt denn tollwutverseuchte Tiere in einen Container?«

Ich hob die Schultern. »Einen Verdacht habe ich schon, aber etwas anderes ist wichtiger. Wir müssen damit rechnen, daß die Katzen in das Haus eindringen und die dort lebenden Menschen in Lebensgefahr bringen.«

»Durch die Tollwut?«

»So ist es.« Der Hausmeister legte seine Hände gegen die Stirn.

»Was sollen wir denn machen? Evakuieren?«

»Das wäre die letzte der Alternativen.«

»Die Sie in Betracht ziehen?«

»Auch das. Zuvor jedoch müssen wir andere Mittel anwenden. Außerdem gehe ich von einem bestimmten Gedanken aus. Die Katzen haben möglicherweise ein bestimmtes Ziel, nämlich mich. Wenn das stimmt und sie sich nur auf meine Person konzentrieren, wäre das nicht schlecht.«

»Bestimmt nicht. Nur – wie kommen Sie darauf, Sir, daß ausgerechnet Sie die Zielscheibe sind?«

Mein Lächeln fiel etwas hart aus. »Es gibt da gewisse Hinweise und Einzelheiten, über die ich mit Ihnen aus beruflichen Gründen nicht sprechen kann.«

»Doch ein Fall für Sie?« Der Mann wußte, womit ich meine Brötchen verdiente.

»Möglich.«

»Bevor ich es vergesse. Ihr Kollege, Mr. Suko, hat angerufen. Er wollte wissen, ob Sie noch im Haus sind. Als ich ihm sagte, daß Sie nach Katzen jagen, wollte er sofort kommen.«

»Wann war das?«
»Vor sieben oder acht Minuten.«
»Wunderbar, dann sind wir schon zu zweit.« Ich hielt Ausschau nach weiteren Katzen, konnte aber keine entdecken. Falls sie sich noch draußen aufhielten, hatten sie sich ausgezeichnet versteckt.
Darin waren sie ja wahre Meister.
»Ich muß wieder ins Haus, Mr. Sinclair. Wollen Sie noch hier drau ßen bleiben?«
»Nein, nein. Eine Frage noch. Haben Sie wirklich keinen Fremden im Haus oder in der Nähe gesehen? Ich gebe Ihnen mal eine Beschreibung.« So gut wie möglich beschrieb ich Will Mallmann.
Der Hausmeister hörte genau zu, dann schüttelte er den Kopf.
»Tut mir leid, ich habe keinen Menschen gesehen, auf den Ihre Beschreibung paßt, Sir.«
»Ist gut.«
Er war neugierig geworden. »Glauben Sie denn, daß es der Mann ist, dem wir das hier zu verdanken haben?«
»Weiß ich nicht.« Mehr wollte ich nicht sagen. Mit zielstrebigen Schritten ging ich wieder auf das Haus zu und betrat den großen Flur, wo einige Frauen beisammen standen und mit den Putzhilfen sprachen. Als die Gruppe mich sah, schauten die Frauen sehr skeptisch, sprachen mich aber nicht an.
Dafür stürmten sie auf den Hausmeister zu, den sie mit Fragen überschütteten, denn sie hatten die Katzen nicht nur gehört, als diese anfingen zu kreischen, sie hatten auch einige von ihnen weghuschen sehen.
»Da sind sogar welche ins Haus gelaufen«, rief eine Person mit schriller Stimme.
Diese Bemerkung alarmierte mich. Ich stand vor den Fahrstühlen und drehte mich um.
»Wie viele?« fragte ich laut.
»Weiß ich nicht. Sie huschten hier hinein.«
»Wohin sind sie gelaufen?«
Die Frau hob die Schultern. Auf dem Kopf standen die blondgefärbten Haare. »Das habe ich nicht genau sehen können. Aber vier sind es schon gewesen.«
»Das können Sie beschwören, Madam?«
»Nein, vielleicht auch fünf.«
»Danke.«
»Was ist denn mit diesen Biestern? Müssen wir jetzt Angst vor ihnen haben?«
»Nicht direkt, Madam. Sie sollten sich schon vorsehen und keine fremden Katzen in die Wohnung lassen.«
Eine andere sagte: »Die haben so ein komisches Gebiß, nicht wahr?«

Die Bemerkung gefiel mir gar nicht. »Wer hat Ihnen das denn erzählt, Madam?«

»Ich traf Mrs. Tenbroke.«

»Ah so. Und was sagt sie?«

»Eben daß die Katze so ein komisches Gebiß gehabt hätte. Da muß man sich fürchten.«

»Nicht, wenn Sie vernünftig sind, Ladies. Wir werden die Katzen schon finden.«

»Hoffentlich.«

Ich überlegte, ob ich auf Suko warten sollte, entschied mich jedoch dagegen. Wenn sich die Tiere im Haus befanden, war jede Minute kostbar. Ich durfte keine verplempern und gab dem Hausmeister Bescheid, wo ich zu finden war.

»Sie warten auf Mr. Suko in Ihrer Wohnung.«

»So ist es.«

»Wollten Sie nicht nach den Katzen Ausschau halten, Mr. Sinclair?«

»Das werde ich auch noch, keine Sorge. Wie ich diese Tiere kenne, haben sie sich bestimmt verteilt.«

Er nickte heftig. »Dann müssen sie durch den Treppenschacht gelaufen sein.«

»Das ist möglich.«

Ich winkte ihm zu und drückte die Fahrstuhltür auf. Beim Einsteigen drehte ich mich um.

Der Hausmeister und die Frauen starrten mir nach, als würden sie mich für den Überfall der Vampir-Katzen verantwortlich machen.

Noch hielt sich die Mär, daß es sich um tollwütige Tiere handelte.

Ich konnte nur hoffen, daß es so blieb, denn die Bemerkung der Bewohnerin hatte mir überhaupt nicht gefallen. Mrs. Tenbroke hätte lieber den Mund halten sollen. Nur mußte das jemand mal einer Klatschtante beibringen. Es war unmöglich.

Ich ließ mich in die zehnte Etage hochschießen und war sehr vorsichtig, als ich aus dem Lift trat.

Beinahe beunruhigend leer lag der Gang vor mir. Rechts und links tat sich nichts.

Kein Mensch war zu sehen, auch keine Katze. Ich war allein im Gang, wo sich eine schon fast nächtliche Stille ausgebreitet hatte. Sie gefiel mir überhaupt nicht.

Ich dachte an Mrs. Tenbroke und ihre Reden, die sie geschwungen hatte. Wer so sprach, der hatte seine eigene Angst unterdrückt oder abgeschüttelt. Möglicherweise hatte sie auch mehr gesehen. Mrs. Tenbroke gehörte zu den Personen, die ihre Augen und Ohren überall hatten.

Ich entschied mich, sie zu besuchen und mußte den Flur fast bis zum Ende durchgehen. Auf dem Boden suchte ich nach Spuren, die Katzen

hinterlassen haben konnten.

Es war nichts zu finden. Auch an den Wänden entdeckte ich keine Kratzspuren.

Meine Schritte waren kaum hörbar, dafür achtete ich auf fremde Geräusche.

Das leise Tappen der Samtpfoten, die jedoch zu verdammt gefährlichen Krallen werden konnten, wenn die Katzen angreifen würden oder sich wehren mußten.

Ich mochte die Tiere. Nur als Vampir-Katzen sollten sie sich zum Teufel scheren.

Vor Mrs. Tenbrokes Tür blieb ich stehen und hörte auf meine innere Alarmsirene, die anfing zu schrillen, denn die Wohnungstür war nicht ganz geschlossen.

Ein Spalt, nicht einmal fingerdick, fiel mir auf. Sofort schaute ich nach dem Schloß. Es sah völlig unbeschädigt aus. Ich war gewarnt und zeigte das Kreuz, bevor ich die Beretta zog.

In der Rechten hielt ich sie. Mit der Linken drückte ich die Tür auf.

Mit gezogener Waffe betrat ich die kleine Wohnung, wobei die Mündung der Beretta in die Höhe wies. Sollte eine Katze erscheinen, war ich sofort bereit zum Schuß.

Vor mir lag der gleiche Flur wie ich ihn auch von meiner Wohnung her kannte. Ich suchte auch hier nach Spuren und konnte keine entdecken. Dafür nahm ich den muffigen Geruch von Mottenpulver wahr, der in den an der Garderobe hängenden Kleidungsstücken nistete. Automatisch rümpfte ich die Nase. Ich mochte ihn einfach nicht riechen.

Küche, Bad und Schlafzimmer ließ ich erst einmal links liegen.

Wichtig war der Wohnraum, der praktisch die Verlängerung des Flurs bildete, jedoch viel breiter war.

Mit der Fußspitze kickte ich die nicht ganz geschlossene Tür vor, schaute in den Raum, ging noch etwas weiter und konnte ihn erst jetzt völlig überblicken.

Was ich sah, ließ das Entsetzen in mir hoch kochen. Mrs. Tenbroke hockte in einem ihrer alten Sessel. Durch die hohe Lehne wurde sie gehalten, ansonsten wäre sie nämlich zur Seite gekippt, weil sich in ihr kein Funken Leben mehr befand.

Ihr Kopf lag schräg und fast auf der Schulter. Teile des Kleides waren zerrissen, besonders oben am Hals.

Schürf- und Bißwunden verschiedener Muster zeigten Blut. Ich ballte wütend die Hände. Meine Kehle war trocken geworden, und die Nackenhärchen richteten sich auf.

War es meine Schuld, hätte ich sie noch deutlicher warnen sollen?

Ich wußte es nicht, ging die wenigen Schritte zu ihr und schaute in ihr wächsernes Gesicht.

Ja, sie war tot!

Gebissen von Katzen, die man als vierbeinige Vampire einstufen konnte und die so sehr nach dem Lebenssaft der Menschen gierten wie ihre zweibeinigen Artgenossen.

Wenn sie ein Opfer bissen und dessen Blut tranken, mußte dieses Opfer, wurden die Regeln eingehalten, ebenfalls zu einem Vampir werden. Ich konnte demnach davon ausgehen, daß ich es bei Mrs. Tenbroke mit einem Blutsauger zu tun hatte.

Das stieß mir sauer auf.

Um auf Nummer Sicher zu gehen, wollte ich es mit einem Kreuztest überprüfen.

Ich legte den Talisman auf meine Handfläche, wollte ihn vordrücken, als ich hinter mir ein Geräusch hörte.

Es waren die Laute, die ich schon früher erwartet hatte. Das leise Tappen der gefährlichen Samtpfoten, das bei mir einen Schauer erzeugte. Vampir-Katzen in meinem Rücken.

Das gefiel mir nicht…

Ich zuckte zurück und drehte mich auf der Stelle!

Wo sie zuvor gewartet hatten, wußte ich nicht. Sie waren jedenfalls erschienen und hockten im Wohnraum. Vier Katzen zählte ich, deren dickes Fell gesträubt war und die allesamt die Mäuler so weit aufgerissen hatten, daß ich ihre Zähne sehen konnte.

An ihnen bewegte sich nichts. Die hätte man auch so in einem Schaufenster ausstellen können. Facettenreich und in zahlreichen Farben schimmerten die Augen.

Mal weit geöffnet, mal verengt zu kleinen Schlitzen. Jedenfalls immer lauernd.

Sie hockten vor mir, als wäre dies die normalste Sache auf der Welt. Dabei hielt ich die Beretta in der Hand und konnte sie abschießen wie auf einem Schießstand die Figuren.

Oder doch nicht?

Es waren nicht die vier Katzen, die auf mich warteten, sondern das Geräusch hinter mir.

Ein gefährliches Ächzen, ein halberstickter Laut, dann spürte ich schon die kalten Vampirhände an meinem Nacken…

***

Auf der Fahrt hatte Suko überlegt, wie er sich verhalten sollte. Entweder den Wagen draußen irgendwo parken oder direkt hineinfahren in die Tiefgarage, um ihn auf dem Platz abzustellen, auf dem er immer stand. Er entschied sich für die Tiefgarage, da er sich vorstellen konnte, daß auch die Katzen den Weg dorthin gefunden hatten.

Es gab kaum einen Platz in dem Hochhaus, wo sie sich hätten besser

verbergen können.

London ohne Verkehr ist ein Wunschtraum. Auch Suko blieb einige Male stecken.

Die Katzen machten ihn nervös. Sosehr er die Meldung auf seinem Schreibtisch zuvor belächelt hatte, das würde ihm jetzt nicht mehr passieren. Es steckte mehr dahinter. Wenn er recht darüber nachdachte, kam im Hintergrund als großer Lenker eigentlich nur eine Person in Frage.

Mallmann!

Ein ehemaliger Freund, der mittlerweile zu einem Todfeind geworden war. Ein brandgefährlicher Vampir, der versuchen wollte, die Welt mit seinen Geschöpfen zu überschwemmen, um sie zu unterjochen. Mit der Aktion D hatte er bereits angefangen, einen blutigen Kreislauf zu schaffen, und Suko hatte bisher noch kein Mittel gefunden, diesen Kreislauf radikal zu unterbrechen.

Mallmann und Vampir-Katzen. Harmlose Tiere, die er durch seinen Biß in blutgierige Monstren verwandelt hatte. So etwas konnte auch nur ihm einfallen.

Er hatte die Katzen auch in das Haus geschickt, in dem die beiden Geisterjäger lebten. Was steckte dahinter? Welcher Grund hatte ihn dazu getrieben?

Suko wußte auf diese Fragen keine Antwort. Jedenfalls ging er davon aus, daß mehr dahintersteckte als nur die Jagd nach Blut. Mallmann mußte etwas Bestimmtes vorhaben.

Er konnte die Türme der beiden dicht zusammenstehenden Häuser bereits sehen, als er noch einmal in einen Stau geriet, weil Steine von einem Lkw abgeladen wurden. Suko mußte sich an dem Wagen und an der Baustelle mit seinem diamantschwarzen BMW 535i regelrecht vorbeimogeln, aber er packte es.

Kurze Zeit später lag vor ihm die halbrunde und in die Tiefe führende Einfahrt der Garage, die nur für Mieter des Hauses zugänglich sein sollte.

Die Karte war eine Sicherung, mehr auch nicht. Suko dachte daran, wie oft in dieser Tiefgarage schon die Hölle losgewesen war, auch jetzt fuhr er sehr wachsam an das allmählich hochsteigende Gitter heran. Er paßte höllisch auf, und vor ihm öffnete sich die Einfahrt wie ein dunkles, großes Maul. Ein Rachen, der alles verschlang.

Für Suko war es eine völlig normale Fahrt, eine Rückkehr wie jeden Tag, trotzdem überkam ihn der Eindruck, daß etwas nicht stimmte.

Er konnte es nicht sagen. Möglicherweise lag es auch an der Erwartungshaltung, die er einfach zu hoch geschraubt hatte.

Der BMW rollte in die Tiefgarage. Ein breiter Mittelgang teilte sie in zwei Hälften, rechts und links davon gruppierten sich die Parktaschen aneinander, manchmal getrennt durch schmale Rangier- und

Passagiergänge. Viereckige Säulen stützten die breite Decke, an den Wänden hatten sich Künstler oder solche, die es werden wollten, ausgelassen und sie mit allerlei Schmierereien und Obszönitäten bedeckt. Auch nichts Außergewöhnliches. Ebensowenig wie das sich langsame Senken des Tores hinter dem durch die Garage fahrenden Suko.

Er und sein Freund John Sinclair besaßen Stammplätze, wo sie ihre Fahrzeuge abstellten.

Der Rover stand unberührt auf seinem Platz. Suko lenkte seinen Wagen in die Parktasche daneben.

Er stieg aus. Nicht sehr schnell, etwas vorsichtiger als sonst. Schon beim Verlassen des Wagens glitt sein Blick in die Runde, soweit dies möglich war.

Er konnte zum Lift schauen, wo sich nichts tat. Da hockte keine Katze, dort stand auch kein Mensch und wartete. Ein wenig enttäuscht war Suko schon, er hätte gern Will Mallmann gegenübergestanden, um ihm die Grenzen aufzuzeigen.

Leider blieb es ein Wunsch. Zudem besaß Mallmann noch Mary Sinclair als Trumpf.

Die Garage war nie leer, auch tagsüber nicht, weil doch viele Londoner mit der U-Bahn oder Bussen zu den Arbeitsstellen fuhren.

Dennoch klafften große Lücken, in die Suko ebenfalls hineinschaute, ohne auch nur eine Katze entdecken zu können.

Nur die großen Ölflecken breiteten sich wie breite, dunkle Augen auf dem Betonboden aus.

Suko bewegte sich auf den Lift zu. Er schaute nicht nach vorn, mehr zur Seite und zurück.

Soviel er wußte, war er der einzige Mensch, der sich hier unten aufhielt.

Plötzlich blieb er stehen.

Etwas hatte sich verändert. Er konnte nicht genau sehen, was es gewesen war, aber auf einigen Autodächern sah er die Bewegungen.

Dort schob sich etwas in die Höhe.

Es hatte ausgesehen wie halbrunde Kreise, die allmählich Gestalt annahmen.

Buckel mit vier Beinen.

Katzen…

Er hielt den Atem an. Dabei wandte er dem Aufzug den Rücken zu. Nur Augen für die Katzen hatte er. Fast auf jedem Wagendach hielt sich ein Tier auf.

Zumeist dunkel, so daß die Augen im Dämmerlicht in der Garage leuchteten.

Sie taten nichts, sie standen nur da und warteten ab.

Auch Suko rührte keinen Finger. Die Katzen wollten etwas von ihm,

er nicht von ihnen. Sie lauerten und schienen auf einen Befehl zu warten.

Suko gehörte zu den Menschen, die zwar Angst hatten, sie aber einigermaßen im Zaum halten konnten. Nun allerdings hatte er ein verdammt unangenehmes Gefühl. Durch das geschlossene Tor kam er sich vor wie in einer Falle.

Alles war intensiver als sonst. Besonders der Geruch. Eine Mischung aus Auspuffgasen und hereingeblasener »Frischluft«, die aber gar nicht mehr so frisch war.

Sollte er sich den Katzen stellen oder versuchen, den Lift zu erreichen und nach oben zu fahren? Er dachte auch an die Mitbewohner.

Wenn die Tiere tatsächlich von einem Vampirkeim befallen waren, kannten sie keine Rücksicht. Dann wollten sie Blut, auch das anderer Hausbewohner.

Suko suchte sich eine graue Katze aus, die ihm am nächsten saß.

Ohne die meisten der anderen aus den Augen zu lassen, schritt er auf die graue Katze zu und streckte ihr sogar eine Hand entgegen, um sie ein wenig zu locken.

Die Katze rührte sich nicht. Sie saß da, nur die Augen funkelten ihn an.

Es war ein Ford-Kombi, auf dem sie ihren Platz gefunden hatte.

Ruhig, überhaupt nicht zitternd, wobei nur ihre Barthaare ein wenig vibrierten und die kleine Nase. Das Fell hatte sie gesträubt. Es sah aus wie gegen den Strich gebürstet.

Das Tier tat nichts und ließ Suko noch näher herankommen. Er hätte es schon beinahe berühren können, als sich die Katze bewegte.

Ein blitzschnelles Öffnen des Maules, ein kurzes Fauchen, eine Warnung, die Suko akustisch und optisch verstand, denn er sah die beiden gefährlichen spitzen Vampirzähne im Oberkiefer.

Mit einem Angriff des Menschen hatte die Katze nicht gerechnet.

Bevor sie ihre Zähne gegen Suko einsetzen konnte, hatte dieser zugegriffen und sie im Nacken zu fassen bekommen.

Ein Griff wie eine Klammer. Die Katze kreischte auf. Schrill schnitt das Geräusch durch die Stille der Garage und wanderte als Echo an den Wänden entlang.

Einen Moment später schleuderte der Inspektor das Tier von sich.

Es konnte nicht mehr ausweichen und klatschte gegen einen der harten Betonpfosten.

Bevor das Schreien verstummte, dröhnte es noch einmal hoch zu einem wütenden Schrei. Den hörte Suko noch. Er wirkte fast wie ein Signal für die anderen Tiere.

Plötzlich lösten sie sich von den Wagendächern. Sie hatten sich nur ein Ziel ausgesucht.

Aus verschiedenen Richtungen strömten sie auf den Inspektor zu.

Ohne einen Laut von sich zu geben, huschten sie über den Betonboden der Garage, der an einigen Stellen zu glatt für sie war, so daß sie sich gegenseitig umrannten oder sich überschlugen.

Suko hatte sich nicht grundlos eher aggressiv und tölpelhaft benommen. Er wollte, daß sich die Katzen auf ihn konzentrierten und andere Menschen in Ruhe ließen, falls diese auftauchten.

Die Fluchtburg war der BMW.

Aufzuschließen brauchte Suko die Türen nicht auf die konventionelle Art und Weise. Die Elektronik gab ihm die Möglichkeit, durch einen Druck am Schlüsselbund auch von außen die Zentralverriegelung zu lösen. Der Wagen war offen.

Leider etwas zu spät, denn die ersten Katzen hatten Suko bereits erreicht und sprangen auf ihn zu.

Ein böse klingendes Kreischen umgab ihn. Niedliche Körper waren in den letzten Sekunden zu gefährlichen Bestien mutiert. Einsteigen konnte Suko noch nicht.

Mit den Handkanten räumte er zwei Körper zur Seite. Er hatte so hart geschlagen, daß die Tiere liegenblieben.

Die dritte Katze packte ihn, krallte sich vorn an seiner Jacke fest und bewegte sich hoch in Richtung Kehle.

Suko war Vampirkenner genug, um zu wissen, was das Tier vorhatte. »Mit mir nicht«, sagte er und drosch zu.

Ein harter Schlag mit der Faust, direkt in das Gesicht des veränderten Tieres.

Das Kreischen verstummte, die Katze fiel auf den Bücken. Suko bekam etwas Luft, riß die Fahrertür auf und wuchtete sich in den Wagen hinein.

Zweimal trat er mit den Füßen durch, dann hatte er sich auch die beiden nächsten Angreifer vom Leib geschafft.

Bei normalen Vampiren wäre dies nicht so leicht gewesen. Die Katzen hier waren zwar verseucht, aber sie besaßen noch etwas von ihrer eigentlichen und früheren Wildheit, so daß sie nicht so formell angriffen, sondern zu wild und ungestüm.

Für Suko ein Vorteil, der im Wagen relativ sicher saß und nur mit ansehen mußte, wie die Tiere von allen Seiten gegen den BMW sprangen, was dem Lack nicht gut tat.

Suko verzog säuerlich die Lippen. Krallen kratzten über die Metallic-Lackierung hinweg, hinterließen Streifen und Macken. Anhand der dumpfen Geräusche konnte der Inspektor nachzählen, wie viele dieser Tierchen auf dem Dach gelandet waren. Die Kühlerhaube war für sie ebenfalls zu einem bevorzugten Platz geworden. Geschmeidig sprangen sie dort hinauf. Eine pechschwarze Katze und zwei gestreifte.

Sie sahen wunderbar aus, schon bildschön, aber es waren kleine

Vampirteufel, wie Suko anhand ihrer weit aufgerissenen Mäuler erkennen konnte.

Noch hielten sie sich von der Windschutzscheibe entfernt, aber sie kamen in dem Moment näher, als Suko den Schlüssel ins Schloß gleiten ließ. Zugleich sprangen die Katzen auch an den Außenseiten der Türen hoch und kratzten dort. Sie wuchteten sich ebenfalls gegen die Fenster, konnten das Glas aber nicht einschlagen.

Suko startete.

Er hörte den satten Sound des Motors. Hoffentlich gelang sein Plan. Hoffentlich konnte er die Katzenmeute aus der Tiefgarage weg und auf den Parkplatz locken, wo die Gefahr für Unschuldige nicht so groß war wie in diesem begrenzten Raum.

Es waren wunderschöne Tiere, aber Suko durften sie nicht leid tun, denn sie sahen nur äußerlich aus wie Katzen. Tatsächlich mußte er sie als blutgierige Monster ansehen.

Erster Gang, kuppeln der zweite – wieder Gas geben. Der BMW wurde schnell. Suko hatte günstig in der Parktasche gestanden, er brauchte nicht erst groß zu rangieren, wirbelte das Lenkrad nach links und hörte, wie die Pneus quietschend über den Belag glitten.

Er hatte die Kurve bewußt so eng und auch schnell genommen, weil er mit der Fliehkraft rechnete, die ihm die Katzen von der Kühlerhaube treiben sollten.

Die beiden grauen Tiere erwischte es zuerst. Sie verloren den Halt und kippten nach rechts weg, nur die schwarze hielt sich noch etwas länger. Sie wollte es sogar wissen und sprang auf die Scheibe zu.

Hart hämmerte sie dagegen. Suko hatte Glück, daß kein Wischer dabei abbrach.

Innerhalb einer Sekunde hämmerte sie mit ihren Krallen und Pfoten mehrmals gegen das Glas, ohne es allerdings zerstören zu können. Es hielt den Angriffen stand.

Suko lächelte kalt, als er sah, daß auch die schwarze Katze von der Haube rutschte. Er zog die Kurve noch enger und geriet in die Fahrbahn, die direkt zum Ausgang führte, wo Suko allerdings noch halten mußte, um die Karte in den Schlitz zu stecken.

Der BMW wurde zu einem rasenden Ungeheuer, zu einer regelrechten Walze, vor der die veränderten Tiere Reißaus nahmen, um nicht von den breiten Reifen zerquetscht zu werden. Sie fanden unter den abgestellten Fahrzeugen ihre Deckung, und Suko konnte auf den Ausgang zufahren, wobei er sogar mit dem Tempo herabging, weil er wollte, daß ihm die Katzenmeute hinterherlief.

Ob die Tiere es taten, konnte er so schnell nicht erkennen. Vielleicht verfolgten sie ihn auch seitlich und immer in Deckung der anderen Autos bleibend.

Die Säule erschien an der rechten Seite. Suko mußte halten und auch

das Fenster nach unten fahren lassen. Er wußte selbst, daß dies für ihn ein Risiko war.

Soweit kam es nicht.

Bevor Suko den kleinen viereckigen Knopf drücken konnte, durchlief ein Zittern das Tor. Es entstand immer dann, wenn es bewegt wurde. Er war innen der einzige, also mußte jemand von außen eine Karte in den Schlitz gesteckt haben.

Es gefiel Suko überhaupt nicht, daß ein anderer Wagen in die Garage wollte. Womöglich noch besetzt mit unschuldigen Menschen.

Zum Glück war die Zufahrt breit genug, damit auch zwei Wagen Platz bekamen, aneinander vorbeizufahren.

Viel zu langsam für Sukos Geschmack glitt das Gittertor in die Höhe.

Er fuhr langsam an, hielt dabei nach Katzen Ausschau, sah sie nur nicht, denn sie hielten sich wieder verborgen. Ob auf dem Dach des BMW noch welche hockten, wußte er nicht.

Das andere Fahrzeug erschien in seinem Blickfeld. Es war ein großer schwarzer Wagen, ein Mercedes Transporter, den Suko noch in der Garage gesehen hatte!

Das Mißtrauen verstärkte sich. Zudem fuhr der Wagen auf der Mitte der Einfahrt. Es war praktisch unmöglich, an ihm vorbeizukommen. Da hätte sich Suko den Außenspiegel abrasiert.

Hinter dem Steuer saß jemand, den er nicht erkennen konnte. Vielleicht ein bleiches Oval, mehr nicht.

Dennoch fuhr er an.

Die beiden Fahrzeuge näherten sich, bis der andere seinen Transporter herumlenkte und durch einen gekonnt ausgeführten Powerslide quer zu Sukos BMW stellte.

Im Nu waren auch die Katzen da. Sie verhielt sich so, als wollten sie das Auto in Besitz nehmen.

Noch wußte Suko nicht hundertprozentig, wie der Hase lief. Er hatte wohl eine Ahnung bekommen, leider keinen Beweis.

Von innen stieß der Fahrer die Tür auf. Sie war so hoch, daß sie dem Inspektor die Sicht auf den aussteigenden Fahrer nahm, was ihm überhaupt nicht gefiel.

Sekunden später tauchte ein Mann auf.

Neben der Tür stand er, zeigte sein Gesicht, und Suko erkannte die Züge überdeutlich.

Es war Will Mallmann, der ihn angrinste, den Arm anhob und Suko die Mündung eines kurzläufigen Schnellfeuergewehrs zeigte, bevor er eiskalt abdrückte…

***

Diese verdammten Hände waren wie die Totenklauen einer lebenden Leiche, die aus dem Kühlfach gestiegen war, um zu beweisen, daß sie

noch existierte.

Sie drückten verdammt hart in das dünne Fleisch am Hals und raubten mir einen Teil der Luft.

Auf diesen Augenblick hatten auch die Katzen gewartet, denn sie sprangen mich an.

Ich trat um mich, erwischte zwei von ihnen, die dritte und vierte leider nicht, denn ich mußte mich auch gleichzeitig um meine zur Blutsaugerin gewordene Nachbarin kümmern, die ihre verdammten Lippen bereits an meine Halsseite gepreßt hatte.

Blitzschnell schleuderte ich die Arme hoch und faßte mit beiden Händen über die Schultern hinweg nach hinten, um das Haar der Frau zu finden. Meine Finger glitten hinein, krallten sich fest, und ich drückte den Kopf zur Seite.

Dann schleuderte ich die Frau herum, machte gleichzeitig die Bewegung mit und hatte sogar noch Glück, daß die springenden Katzen nicht mich erwischten, sondern das Kleid der Frau. Mit einem Tritt schleuderte ich sie in einen der anderen Sessel hinein, der noch umkippte, als sie ihn nach hinten schleuderte.

Von der Seite her sprang eine Katze. Diesmal war ich nicht schnell genug. Sie hatte schon auf einer Sessellehne gelauert und erwischte mich mit einem Pfotenhieb am Kopf. Die Krallen fetzten durch meine Haare und rissen noch ein Stück der Kopfhaut blutig.

Der Schmerz machte mich wütend. Ich bekam die Katze zu packen, riß sie mit einer Hand weg, würgte sie von hinten im Nacken und schleuderte sie in einem Anfall von Wahnsinn oder was immer es war, auf das Fenster zu. Einem wuchtig gewordenen Katzenkörper hielt auch die Thermopanescheibe nicht stand. Vielleicht war sie auch nicht richtig in Ordnung und an einer Stelle schwach.

Jedenfalls brach sie platzend entzwei. In einem Wirbel von Scherbenstücken verschwand die Katze in der Tiefe. Ich konnte nur beten, daß keine zufällig vorbeilaufenden Passanten erwischt wurden. Das Fenster lag zur Seite hinaus, da war das Risiko geringer.

Das Geräusch der berstenden Scheibe hatte Mrs. Tenbroke abgelenkt. Sie schaute in Richtung Fenster und nicht auf mich, aber die Katzen griffen mich wieder an.

Als ich kämpfte, hatte ich die Beretta fallen lassen müssen. Blitzschnell bückte ich mich, hob sie auf, warf mich seitlich zu Boden, sonst hätte mich ein Biest erwischt.

Ich schoß im Liegen und traf das mutierte Tier in der Luft.

Ein letztes kreischendes Jaulen durchwehte das Zimmer, dann rutschte die Katze über den Teppich unter einen Tisch, wo sie liegenblieb und sich nicht mehr rührte.

Drei waren noch da und natürlich die verdammte Vampirin. Sie hatte sich in den letzten Sekunden nicht gerührt und alles ihren Katzen

überlassen. Ich wollte sie mit Silberkugeln töten, aber sie waren zu schnell und huschten immer dann in Deckung, bevor ich auf sie anlegen konnte. Diese veränderten Tiere waren mit einem todsicheren Instinkt ausgestattet, der sie am Leben hielt. Ich drückte mich an zwei langen Pflanzen vorbei, die aus schweren Töpfen wuchsen und mit ihren Blättern fast die Decke streichelten.

Hinter den Pflanzen hatte eine Katze Deckung gefunden. Ich hörte sie fauchen und schoß.

Das geweihte Projektil traf sie haargenau zwischen die Augen. Der Kopf war auf einmal weg.

Dann mußte ich mich gedankenschnell auf der Stelle drehen, weil ich hinter mir einen wütenden Schrei hörte. Mrs. Tenbroke hatte einen kleinen Tisch angehoben. Kein sehr schweres Möbelstück, mich aber würde es von den Beinen hauen können, wenn es traf.

Ich richtete die Waffe auf die Blutsaugerin. Das heißt, ich wollte es.

Mein Arm befand sich noch in der Bewegung, als mich das verdammte Tischchen erwischte.

Brust, Schulter und auch Arm wurden getroffen. Ich kam aus dem Konzept, fegte den Tisch zur Seite, hatte wieder freie Bahn, nur gelang es mir nicht, auf einen meiner Gegner anzulegen, auch nicht auf die Blutsaugerin.

Ich hörte sie noch lachen. Deshalb wirkte ihre Aktion auf mich wie eine einstudierte Inszenierung. Sie bewegte sich von mir weg und warf das Fenster zu.

Davor stieß sie sich ab. Kraftvoll und rücklings. So segelte sie auch der Öffnung entgegen. Die Scheibe war nicht mehr vorhanden, nichts konnte sie stoppen, aber das wollte sie auch nicht. Lachend verschwand sie aus meinem Blickfeld und raste in die Tiefe.

Ich hatte mich einen Augenblick zu lange auf den Vorgang konzentriert. Das nutzte eine der Vampirkatzen aus, als sie sich abstieß und mir in die Seite sprang.

Ich stieß mit der Faust zu. Meine Knöchel hämmerten gegen ihre Zähne, noch einmal hämmerte ich, so daß sie nach unten fallen mußte. Dann nahm ich den Dolch; der Rest war leider schon etwas wie schaurige Routine. In meinem Nacken spürte ich die Kälte. Die Katzen hatte ich mir vom Hals geschafft.

Aber was war mit Mrs. Tenbroke?

Ich ging zum Fenster, beugte mich hinaus und sah meine schlimmsten Ahnungen bestätigt…

***

Der Hausmeister war froh darüber, daß die Quatschtanten die Halle verlassen hatten. Die Sache mit den Katzen wollte ihm nicht aus dem Kopf. Für ihn ging einiges nicht mit rechten Dingen zu, auch Sinclair

hatte so ungewöhnlich reagiert. Irgendwie verharmlosend, als hätte er etwas zu verbergen oder wollte bewußt nichts sagen, um andere Menschen nicht zu beunruhigen.

Sinclair war nach oben in seine Wohnung gefahren. Der Inspektor Suko war ebenfalls noch nicht eingetroffen, und der Hausmeister wollte nicht zurück in seine Loge.

Sie kam ihm plötzlich vor wie ein Gefängnis, auch wenn sie von Glasscheiben umgeben war.

Überhaupt hatte er das Gefühl, in einem Hochhaus zu stecken, in dem es spukte. Vor kurzem hatte er zusammen mit seinem Sohn einen Film gesehen, wo Geister ein Hochhaus unter Kontrolle hielten und eine Familie terrorisierten. Damals hatte er über den Film gelacht, jetzt erinnerte er sich ständig daran.

Aber Poltergeister waren nicht vorhanden. Diese Vampirkatzen konnte man damit nicht vergleichen. Die Leere der Halle ließ ihn frösteln. Er hätte sich jetzt jemand zur Unterhaltung gewünscht, doch Sinclair und sein Kollege ließen sich nicht blicken.

Auch die Katzen nicht.

Immer wieder schaute er zu den Fahrstühlen, denn er rechnete damit, daß sich die Biester in den Kabinen aufhielten und wie eine mörderische Masse durch die Türöffnung quollen.

Als er sich dem Ausgang näherte, dachte er an den Container, in dem die Tiere versteckt gewesen waren. Der Mann konnte sich nicht vorstellen, daß sie diese großen Behälter freiwillig erklettert hatten.

Es mußte mehr dahinterstecken, und zwar jemand, der genau Bescheid wußte. Einer, der die Tiere lenkte. Davon würde auch Sinclair ausgehen, obwohl er es nicht so offen zugegeben hatte.

Der Hausmeister blieb an der Tür stehen. Jemand kam von außen und betrat das Haus. Einer der Mieter, die einem Job als Vertreter nachgingen und unregelmäßige Arbeitszeiten hatten.

»Schon fertig, Mr. Flagham?«

Der Vertreter lachte. »Nein, es geht am Nachmittag los. Da haben die Kunden Zeit. Ich werde mich noch etwas hinlegen, die Nacht war nicht besonders.«

Der Hausmeister starrte den Mieter an. Er überlegte, ob er ihn vor den Katzen warnen sollte.

»Ist was?«

»Nein, Mr. Flagham. Ich dachte nur gerade…« Er hob die Schultern. »Angenehme Ruhe.«

Flagham lachte. »Solange Sie hier sind und wachen, kann mir ja nichts passieren.«

Wenn du wüßtest, dachte der Hausmeister, wenn du wüßtest. Er hielt sich jedoch zurück und nickte nur. Sicherheitshalber wartete er ab, bis sich eine der Fahrstuhltüren geöffnet hatte. Es passierte nichts. Ihm

zuwinkend betrat der Vertreter die Kabine und ließ sich zu seiner Wohnung fahren.

Der Hausmeister hatte einen Entschluß gefaßt. In der Halle wollte er nicht bleiben. Er rechnete allerdings damit, daß sich die Katzen vor dem Haus aufhielten, und dort genau wollte er nachschauen.

Wenn sie ihm da begegneten, besaß er genügend Möglichkeiten, vor ihnen zu fliehen. Außerdem wollte er Klarheit darüber haben, ob die Tiere vielleicht völlig verschwunden waren.

Durcheinander kam er sich vor. Seine Gedanken konnte er nur schwerlich orten. Er überlegte hin und her, ob er sich richtig verhielt. Vielleicht sollte er Sinclair über sein Vorhaben informieren, sagte sich dann, daß er selbst erwachsen genug war, um seine eigenen Entscheidungen treffen zu können.

So verließ er das Haus. Den grauen Kittel schloß er, denn es war windig geworden. Zwar wirkte der Himmel hoch und blank, an gewissen Stellen jedoch waren Wolken aufgezogen, die wie breite Bänder den Himmel überspannten.

Er schaute nach links, wo sich auch die Container befanden. Da war Sinclair mit den Katzen zusammengetroffen. Jetzt sah der Hausmeister kein Tier. Wie leergefegt wirkte die nähere Umgebung des Hauses. Völlig harmlos.

Er war stehengeblieben und hob die Schultern. Wahrscheinlich bilde ich mir das alles ein, dachte er. Die Katzen haben längst das Weite gesucht, sie…

Seine Gedanken wurden radikal unterbrochen, denn nicht weit entfernt prallte etwas mit einem platzenden und klirrenden Geräusch zu Boden. Erst stand der Mann unbeweglich, dann starrte er in die Höhe, als er dort nichts entdeckte, schaute er zu Boden.

Dort lagen die Splitter einer Fensterscheibe. Und inmitten der Reste der Körper einer Katze, die aus einem Fenster geworfen worden sein mußte.

Der Hausmeister hatte seine Überraschung schnell verdaut. Er dachte wieder klar. An dieser Seite lag die Wohnung des Inspektors.

Er war nach oben gefahren und wahrscheinlich dort wieder auf die verdammten Katzen getroffen.

Der Mann schielte an der Hausfassade hoch. Es war nicht genau zu erkennen, ob die Trümmer der Scheibe zu einem Fenster im zehnten Stock gehört hatten, dazu war der Blickwinkel einfach zu spitz, nur ging der Mann davon aus.

Er hörte das Miauen…

Ein klagendes Geräusch, in das sich gleichzeitig auch ein leises Fauchen mischte.

Dem Hausmeister rann es kalt den Rücken hinab. Eine weitere Katze hatte er nicht gesehen. Für ihn kam nur das aus der Höhe gefallene

Tier in Frage.
Der Mann traute sich kaum hinzuschauen. Auf der Halbglatze lagen die Schweißperlen. Er glaubte, daß sie gegen seinen Kopf drückten.
Die Katze schrie weiter. Sie rollte sich dabei herum, so daß er ihren Kopf sehen konnte, der fast nur aus Maul bestand, so weit hatte sie ihn aufgerissen.
Der Hausmeister sah auch die ungewöhnlichen Zähne, dachte an die zahlreichen Gruselfilme, die er gesehen hatte, und wußte plötzlich, daß dieses Tier bestimmt nicht die Tollwut hatte.
Tollwütige Katzen sahen anders aus, die besaßen ein normales Gebiß und nicht eines wie die Vampire. Die letzte Folgerung traute er sich nicht auszusprechen. Er schüttelte den Kopf und ging zurück.
Nach zwei kleinen Schritten blieb er stehen, weil ihn die Szene faszinierte und gleichzeitig abstieß.
Das kleine Monster rollte sich wieder herum und versuchte, auf die Füße zu kommen.
Ein paarmal schüttelte es sich. Wie Stromstöße durchzuckte es seinen Körper. Die Katze bewegte auch ihre Pfoten, sie hatte die Krallen ausgefahren, nur gelang es ihr nicht, soviel Schwung zu bekommen, um sich aufrichten zu können.
Wahrscheinlich hatte sie sich bei dem Fall aus großer Höhe einiges gebrochen. Sie hätte dem Hausmeister fast leid getan, wäre nicht dieses eklige Fauchen erklungen, das aus ihrem Maul drang und sich anhörte wie eine tödliche Warnung.
Und so versuchte die Katze, sich über den Boden zu schieben, um an ihr Opfer heranzukommen.
Nur im Schneckentempo kam sie voran. Der Hausmeister beobachtete sie nur und vergaß dabei, einen Blick an der Fassade hochzuwerfen.
Hätte er das getan, so hätte er auch den Körper gesehen, der sich von einem Fenster im zehnten Stock löste und wie ein Stein in die Tiefe raste. Erst als er den Schatten sah, den Aufschlag hörte, da war ihm bewußt, was passiert war.
Aus weit geöffneten und ungläubigen Augen starrte er auf den verdrehten Körper vor ihm.
Es war eine Frau, die dort lag.
Der Hausmeister öffnete den Mund, ohne sprechen zu können.
Was er hervorbrachte war ein keuchendes Atmen, vermischt mit einem Würgen, das sich kaum noch menschlich anhörte. Er hatte längst eine Gänsehaut bekommen, die Unterlippe zitterte, und Speichel rann darüber hinweg.
»Mrs. Tenbroke…«
Er hörte sich sprechen und hatte das Gefühl, ein Fremder hätte den Namen ausgesprochen. Wiederholen konnte er die Worte nicht, denn die Frau, die hätte tot sein müssen, bewegte sich ähnlich wie die

Katze. Auch sie hob zunächst den Kopf an und schaute nach oben.

Er schaute in ein bleiches Gesicht, das anders aussah als sonst und durch den Aufprall gelitten hatte.

Sein Blick allerdings konzentrierte sich auf dem Mund, der verzogen war und weit offenstand, so daß er die beiden spitzen Zähne sehen konnte.

Mrs. Tenbroke war zu einem Vampir geworden!

Der Mann im grauen Kittel kam sich vor wie jemand, der kurz vor dem Durchdrehen stand. Was er hier erlebte, war der blanke Horror und Psycho-Terror zugleich.

Das war kein Film, sondern echt. Diese Person vor ihm, die er bisher nur als Mieterin gekannt hatte, gehörte tatsächlich zu den lebenden Toten, die nur existieren konnten, wenn sie das Blut anderer Personen tranken. Vampir-Katzen auf der einen Seite und echte Blutsauger auf der anderen. So etwas wollte nicht in seinen Schädel.

Obwohl die Person aus einem der oberen Stockwerke gefallen war, bewegte sie sich noch. Da mußte einiges an Knochen gebrochen sein, aber sie dachte nicht daran, aufzugeben. Sie wollte auf die Füße kommen. Er hörte ihr Ächzen, ihr wütendes und zorniges Keuchen, als es nicht so klappte, wie sie es sich vorgenommen hatte. Ihre Beine waren besonders stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Sie standen verdreht vom Körper ab, was der Mann erst erkannte, als sich die Person aufstellen wollte. Sie brach schon beim ersten Versuch zusammen, auch die beiden folgenden klappten nicht, aber sie kroch weiter.

Es sah für ihn schlimm aus, wie sich die mörderische Gefahr immer weiter an ihn heranschob.

Der Mann war so konsterniert, daß er nicht zurückging. Dieses Bild wollte ihm nicht aus dem Kopf, wie die Blutsaugerin sich langsam über den Boden in seine Richtung bewegte, die ebenfalls kraftlosen Arme dabei anhob, mit den Handflächen auf das Pflaster klatschte und trotzdem weiter auf ihn zukam.

Inzwischen hatten sich Neugierige versammelt. In respektvoller Entfernung schauten sie zu. Sie wagten nicht, einzugreifen, denn sie sahen zwar, nur konnten sie nichts begreifen.

Die Blutsaugerin gab ein jaulendes Geräusch von sich. Es hörte sich fast an wie bei einer Katze, dann schüttelte sie den Kopf und wuchtete sich plötzlich auf ihn zu.

Sehr lang hatte sie sich trotz der Behinderung dabei gemacht und schaffte es auch, an ihn heranzukommen. Er zuckte nicht einmal zurück, als die flache Hand auf seinen rechten Schuh klatschte. Als die Blutsaugerin jedoch seinen Knöchel umklammern wollte, trat er ihr ins Gesicht und verschaffte sich Luft.

Das war ebenfalls gesehen worden. Ein Mann lief herbei. »Bist du

wahnsinnig, Paul, du kannst sie doch nicht treten!«

Der Hausmeister zuckte zurück und fuhr herum. Er trat dem Sprecher dabei auf die Zehen, der fluchend zurücksprang. »Sie ist ein Vampir!« brüllte Paul. »Sie… sie ist ein verdammter Vampir. Seht Ihr das denn nicht?«

Keiner lachte. Keiner schaute auch in Richtung Hauseingang, wo sich die Tür öffnete und eine Person entließ.

Der Mann war ich.

***

Am liebsten wäre ich aus dem zehnten Stockwerk geflogen. Da dies nicht möglich war, hatte ich den Lift nehmen müssen, und die Fahrt dauerte natürlich ihre Zeit. Da liefen mir die Sekunden davon. Ich spürte den Druck im Magen, der auch dann nicht verschwand, als ich in der Halle den Lift endlich verlassen konnte.

Ich schlitterte über die Fliesen, suchte nach Katzen, sah keine und fand die Halle zudem menschenleer.

Die Tür öffnete sich, als ich den Kontakt berührte. Der Schwung nach links, dann sah ich, was geschehen war. Die Neugierigen drehten mir den Rücken zu. Ich hörte die Schreie des Hausmeisters, der die Gaffer davon überzeugen wollte, daß sich vor ihm eine Blutsaugerin bewegte, was für ihn natürlich so gut wie unmöglich war.

Ich trat den Beweis an.

Bevor sich einer der anderen versah, hatte ich die Gruppe passiert und war bei Mrs. Tenbroke.

Mir der linken Hand riß ich sie in die Höhe, weil ich die rechte für das Kreuz freihaben wollte.

Sie konnte sich wegen ihrer gebrochenen Glieder kaum bewegen und war wie eine Puppe, deren Arme und Beine sich schon zur Hälfte gelöst hatten, aber sie dachte trotzdem nicht daran, aufzugeben, denn sie drückte mir ihren Kopf entgegen, um die Zähne irgendwie in meinen Hals schlagen zu können, weil sie an das Blut herankommen wollte.

Zwischen ihr und mir befand sich das Kreuz. Es wirkte wie eine Mauer, ein Rammbock, der zerstörte. Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich in ihren Augen noch das Erschrecken, dann verschwand ihre Bleichheit hinter dem Qualm, der plötzlich aus der zischenden Wunde hochstieg, den der Abdruck meines Kreuzes hinterlassen hatte.

Sie schrie noch, als ich sie losgelassen hatte und sie mit dem Rücken zu Boden prallte.

Ein letztes Mal warf sie den Kopf herum, dann lag sie still. Eine Frau, die vor einer Stunde noch als völlig normaler Mensch gelebt hatte und nun gestorben war.

Meine rechte Hand sank nach unten. Ich merkte kaum, daß ich das

Kreuz wegsteckte. Hinter mir kamen die Menschen näher. Ich vernahm ihre schlurfenden Schritte, hörte auch ihr Flüstern, das Räuspern und sah Paul, den Hausmeister, neben mir.

»Mein Gott«, sagte er, »mein Gott, was ist das nur für eine Welt? Ich kann es einfach nicht fassen. Es ist furchtbar, es ist grauenhaft. Wo leben wir?«

»Jetzt bedeutet sie keine Gefahr mehr«, sagte ich leise, obwohl dies auch keine Antwort auf seine Frage war. »Sie ist tot und gleichzeitig erlöst.«

»Aber die Katzen leben noch, Sir!«

Ich schaute den Hausmeister an, bevor ich langsam nickte. »Ja, die Katzen leben noch. Haben Sie welche gesehen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Aber ich. Sie waren oben in der zehnten Etage. Die haben sie sich ausgesucht.«

»Weshalb denn?«

»Dort wohne ich.«

Er schaute mich an, ohne zu begreifen. »Soll das vielleicht heißen, daß diese kleinen Bestien an Sie heranwollen, Mr. Sinclair. Daß alles andere nebensächlich oder nur eine Beigabe ist?«

»Das nehme ich an.«

Er räusperte sich. »Seien Sie nicht böse, Sie haben uns auch in Gefahr gebracht.«

»Das stimmt.«

»Und was wollen Sie tun?«

»Zunächst einmal die Katzen suchen und vielleicht auch die Person, die hinter ihnen steht und sie leitet.«

Der Hausmeister nickte. Ich hatte leise gesprochen, die anderen brauchten nicht mitzuhören. Paul ging auf die tote Mrs. Tenbroke zu. »Was geschieht jetzt mit ihr!«

»Haben Sie einen Raum, wo sie so lange bleiben kann, bis ich sie abholen lasse?«

»Wie… wie lange denn?« Er schüttelte sich.

»Das kann ich nicht sagen. Zunächst muß dieses verdammte Haus von der Vampirplage befreit werden.«

Er beugte sich dicht an mein Ohr. »Klar, das stimmt. Aber was wollen Sie den Bewohnern sagen?«

»Daß sie in den Wohnungen bleiben sollen.« Ich ging auf die Tote zu und hob sie an.

Sie war nicht sehr schwer. Auf meinen Armen lag sie wie ein Leichtgewicht. Die Arme pendelten bei jedem Schritt. Die Menschen traten zurück, als ich freie Bahn brauchte. Einige von ihnen bekreuzigten sich. Sie hatten den kalten Horror erlebt, der wie ein Blitzstrahl in ihr normales Leben hineingefahren war.

Zahlreiche Augenpaare schauten mir zu, als ich auf den Eingang zuschritt und sich die Tür automatisch öffnete. Paul kam mir nur zögernd nach. Mit einem großen, bunten Taschentuch wischte er den Schweiß von seiner Stirn.

An seiner Loge holte mich der Hausmeister ein. »Hier… hier hinten gibt es noch eine kleine Abstellkammer, wo sie so lange bleiben kann, bis sie abgeholt wird.«

»Danke, das ist gut.«

Er öffnete eine schmale Tür. Von der Loge her fiel Helligkeit in den Raum. Er war leider nicht so groß, als daß ich die Tote hätte hinlegen können.

Ich drückte sie in eine Ecke. Paul schaute mir über die Schulter hinweg zu. Sein Atem streifte meinen Nacken.

In der Loge mußte er sich setzen und stemmte sein Kinn auf die Handfläche. »Wissen Sie, Mr. Sinclair, ich wünschte, ich wäre auf einer Insel irgendwo im Pazifik. Nur ich allein, ohne Katzen, ohne Vampire und Monster.«

Jemand hatte die Polizei alarmiert. Die Kollegen kamen mit zwei Streifenwagen. Als sie in die Halle stürmten und nach der Toten fragten, stellte ich mich ihnen entgegen.

Sie kannten mich.

»Ach Sie, Sir.«

»Ja, es ist mein Fall.«

»Hat es denn die Tote gegeben?«

»Das stimmt. Ich werde auch Bescheid geben, wann und wo sie später abgeholt werden kann. Nur nicht jetzt bitte.«

»Gut, wir geben die Meldung weiter. Gibt es sonst noch Probleme, Sir?«

Ich grinste sie scharf an. »Ja, mit Katzen.«

Sie schauten mich an, als hätten sie einen Narren vor sich. »Katzen? Sollen wir entlaufene Katzen einfangen?«

»Nein, das erledige ich schon. Außerdem sind es keine normalen Tiere. Sie haben sich ein wenig verändert, wenn Sie verstehen.«

»Bestimmt nicht, Sir.«

»Wie gesagt, Sie bekommen Bescheid.«

»Ist gut.«

Nicht restlos zufrieden zogen sie wieder davon. Ich blieb in der Halle. Die übrigen Zuschauer trauten sich nicht hinein. Auf mein Zeichen kam Paul herbei. »Sorgen Sie dafür, daß die Leute das Haus bitte nicht betreten.«

»Wenn ich es schaffe.« Er sah bei der Antwort ziemlich unglücklich aus.

»Tun Sie Ihr Bestes, Mann.«

»Und Sie, Mr. Sinclair?«

Ich lächelte knapp. »Ich werde noch einmal hoch in die zehnte Etage fahren, weil ich glaube, daß ich dort das Motiv für all die schrecklichen Vorgänge finde.«

»Aber da… da wohnen Sie doch.«

»Eben, Paul, eben!«

***

Für Suko stand eines fest: Wenn Mallmann gut zielte, machte er aus dem nicht schußsicheren Wagen ein Sieb, durch dessen Löcher bald das Blut des Chinesen sprudeln konnte.

Mallmann hielt sich hinter der offenen Tür auf. Seine Deckung war gut, und Suko sah das Mündungsfeuer vor dem Lauf der Waffe. Er rechnete mit den harten Einschlägen der Geschosse und auch mit Treffern.

Das passierte nicht.

Die Garbe fegte über das Dach des BMW hinweg. Dafür hämmerten die Kugeln irgendwo in eine Säule oder hackten in die Wand der Garage, wo sie als Querschläger wegjaulten und andere Fahrzeuge zeichneten.

Auf einmal war es still.

Suko war nach links gerutscht. Er ließ einige Sekunden verstreichen. Den linken Arm hatte er ausgestreckt, um die Beifahrertür zu öffnen. Er zog die Beine an. Es gab nur die Chance, den Wagen so schnell wie möglich zu verlassen.

Er öffnete die Tür, hörte das Fauchen, griff zu seiner Beretta und sah Will Mallmann vor sich.

Er hatte vorausgesehen, was der Inspektor wollte und ihm den Weg abgeschnitten.

Mit der linken Hand zog er den Wagenschlag bis zum Anschlag auf. In der rechten hielt er das Schnellfeuergewehr mit dem kurzen Lauf. Eine lässige Haltung, von der sich Suko nicht täuschen ließ, denn er wußte, wie gut Mallmann damit umgehen konnte.

Noch lag der Inspektor auf dem Bauch. Um seinen Gegner sehen zu können, mußte er den Kopf drehen und etwas in die Höhe schielen.

Er schielte am Lauf der Waffe vorbei, sah den dunklen Mantel, der hochgeschlossen war und aus dessen Kragen der Hals des Blutsaugers hervorstach.

Der Hals verbreiterte sich zu einem Kopf mit schwarzen, etwas schütteren, glatt zurückgekämmten Haaren und einem sehr bleichen Gesicht mit Kohleaugen und eingefallenen Wangen.

Mallmann gehörte zu den Blutsaugern, die auch tagsüber existieren konnten, geschwächt zwar, aber noch immer brandgefährlich.

Das natürliche Lippenrot eines Menschen war verschwunden. Bei Mallmann sahen sie aus wie zwei rissige, blasse Gummistücke. Als er

sie auseinanderzog und lächelte, konnte Suko die beiden Vampirzähne erkennen, die Mallmann so gefährlich machten.

»Eine wirklich tolle Lage, Suko. Ich brauchte nur abzudrücken, dann zerbläst dir die Garbe den Kopf.«

»Tue es!«

»Vielleicht.«

»Was hindert dich noch?«

»Meine Pläne.«

»Aha. Wie sehen die aus?«

»Steig aus, Chinese. Steig vorsichtig aus. Du weißt, daß eine Kugel immer schneller ist als deine Hand, wenn sie nach dem Stab greift. Zuckt es dir nicht schon in den Fingern?«

»Stimmt fast, Mallmann. Es zuckt mir in den Fäusten, um dir die verdammten Vampirhauer aus dem Maul zu schlagen. Das ist es, was mir Freude bereiten würde.«

»Dazu kommst du nicht.« Er ging einen kleinen Schritt zurück.

»Wie gesagt, steig aus. Keine Dummheiten, Suko.«

»Geht schon klar.« Suko schob sich aus dem Wagen. Er hörte das leise Tappen der Pfoten und auch das Kratzen ihrer Krallen auf dem Lack des BMW.

Sie hockten zu dritt auf dem Dach. Suko sah sie aus den Augenwinkeln. Ihre Augen funkelten, und es gefiel ihm nicht, daß sie sich in seinem Rücken befanden.

Vor ihm stand Mallmann. In einer für ihn verdammt günstigen Distanz. Da konnte Suko schnell sein wie der Blitz, die Kugeln würden ihn trotzdem erwischen und töten.

»Weißt du, daß ich darauf lange gewartet habe?«

Suko nickte. »Das kann ich mir vorstellen. Auch ich habe mich auf ein Treffen mit dir gefreut. Allerdings unter anderen Umständen, das gebe ich gern zu.«

»Kann ich mir denken.«

Es war Sukos Art, daß er selbst in dieser Situation zuerst an andere Menschen dachte als an sich persönlich. »Wie geht es Mary Sinclair, Mallmann? Was hast du mit ihr gemacht?«

Mallmann lächelte böse. »Sie lebt!«

»Das habe ich mir fast gedacht. Als was lebt sie? Als Mensch oder als Vampir?«

»Bist du sehr wütend, wenn ich dir darauf keine Antwort gebe, Herr Inspektor?«

»Ich habe nicht einmal damit gerechnet.«

»Dann ist es gut.«

»Wie wird es weitergehen?«

Mallmann runzelte die dunklen Augenbrauen. »Weißt du das wirklich nicht, Suko. Weshalb bist du denn mit Sinclair in Deutschland

gewesen? Du wolltest den Blutstein holen; du hast es geschafft. Nur besitze ich ihn leider nicht. Ich will ihn haben, denn für mich ist er wichtiger als für euch.«

»Ich habe ihn nicht.«

»Das glaube ich dir sogar. Doch ich gehe davon aus, daß du den Ort kennst, wo er sich befindet.«

»Das kommt darauf an, Mallmann.«

»Worauf?«

»Was mit Mary Sinclair geschieht. Zug um Zug. Du bekommst den Stein und wir Mrs. Sinclair zurück. Das ist ausgemacht worden und nicht mehr als fair.«

»Erst will ich den Stein haben.«

Suko hob die Schultern. »Sorry, Will, aber ich kann ihn nicht aus den Rippen schneiden.«

»Das weiß ich. Nur wirst du mich an den Platz hinführen können, wo sich der Stein befindet.«

»Dann soll ich ihn dir geben?«

»Richtig.«

»Er ist nicht hier.«

Mallmanns Blick vereiste. Es sah aus, als würde sich eine kalte Schicht über seine Pupillen schieben. »Das will ich nicht gehört haben, Chinese. Du weißt genau, wo Sinclair ihn versteckt hält. Und du wirst dafür sorgen, daß ich ihn bekomme.«

»Soll ich gehen und ihn dir bringen? Das ist doch nicht dein Ernst, Will. Oder habe ich dich unterschätzt?«

»Viele unterschätzen mich. Nur wenige kommen dazu, darüber nachzudenken. Rate mal, weshalb ich die Katzen zu meinen Dienern gemacht habe. Sie sind sehr gelehrig, sie sind vor allen Dingen lautlos. Viele Menschen lieben sie, und vertreiben sie nicht. Du brauchst mir nur zu sagen, wo sich der Blutstein befindet, dann werden meine Katzen gehen und ihn holen. So einfach ist das.«

Suko glaubte, sich verhört zu haben und schüttelte den Kopf.

»Was hast du da gesagt?«

»Ich wiederhole es nicht noch einmal. Meine Katzen gehorchen mir, als wären sie dressiert. Es wird für sie kein Problem sein, den Stein zu holen. Mehr will ich nicht.«

»Und Mrs. Sinclair?«

»Ist das deine Sache?«

»Ja, Mallmann. Es ist unser aller Sache. Erinnere dich an frühere Zeiten, die noch nicht lange zurückliegen, wo wir gemeinsam gegen das Böse kämpften.«

Er winkte ab. »Erzähl mir keine Märchen. Das ist vorbei, das ist vergessen. Jetzt zählen andere Dinge. Die Aktion D ist nicht vergessen. Ich bin dabei, sie aufzubauen. Dazu brauche ich den Blutstein, und ich

werde ihn bekommen. Heute noch. Sinclair muß ihn haben. Wo immer er ihn verborgen hält, meine Katzen holen ihn. Wo also?«

Suko dachte fieberhaft über einen Ausweg nach. In seinen Plänen spielte John Sinclair eine tragende Rolle. Auch wenn sie sich nicht hatten absprechen können, so hoffte er, daß der Geisterjäger richtig und in ihrer alle Sinn reagierte.

»Viel Zeit habe ich nicht, Suko. Ich will den Stein haben. Du brauchst nur zu sagen, wo er sich befindet.« Mallmann hob die Waffe um eine Idee an. »Ich gebe dir genau drei Sekunden Zeit. Wenn du bis dahin dein Maul nicht aufgemacht hast, werde ich schießen und dich nicht sofort töten. Du weißt, was ich damit meine?«

»In der Tat.« Suko schüttelte den Kopf. »Ich kann noch immer nicht begreifen, was aus dir geworden ist, Will. Ich komme nicht dahinter, es tut mir leid.«

»Vergiß alles, was früher einmal gewesen ist. Vergiß es. Wir stehen auf verschiedenen Seiten. Es sei denn, du entschließt dich auch dafür, das ewige Leben anzunehmen.«

»Wie bitte? Das ewige Leben?«

»Ja, Suko, das ewige Leben.«

»Was ist das für ein Leben! Ein Dahinsiechen. Ständig auf der Suche nach Blut und…«

»Nicht, wenn ich den Stein besitze. In seinem Innern wohnt eine besondere Kraft. Sie macht mich auf eine gewisse Art und Weise unabhängig. Du verstehst?«

»Dann brauchst du keine Menschen mehr anzufallen?«

»So ähnlich.« Mallmann grinste zynisch. »Du siehst, du tust ein gutes Werk, wenn du sagst, wo sich der Stein befindet. Vielleicht bekommst du eine Medaille als großer Lebensretter.«

»Wer glaubt schon das?«

»Wo befindet sich der Stein?«

Suko wußte, daß seine Karten ausgereizt waren. Mallmann scherzte nicht. Er würde schießen, die Beine treffen, die Schultern, deshalb war es besser, wenn Suko sprach.

»Der Stein befindet sich bei John Sinclair!« flüsterte er. »Jetzt weißt du alles.«

»Trägt er ihn bei sich?«

»Das kann sein.«

»Sag die Wahrheit.«

»Zumindest befindet er sich in seiner Wohnung.«

»Gut.« Mallmann nickte. »So habe ich mir das gedacht. Ich werde jetzt die Katzen zu ihm hochschicken. Sie wissen, wo sie ihn finden können. In einem Haus wie diesem gibt es zahlreiche Schlupflöcher und Aufstiege, von denen du nichts weißt.«

»Und woher soll John Sinclair wissen, daß er ihnen den Blutstein zu

geben hat?«

»Ganz einfach, Suko. Du wirst es ihm sagen. Du rufst ihn an und gibst ihm Bescheid.«

»Von der Zelle aus?«

»Bestimmt nicht. Ruf ihn von deinem Wagen aus an. Ein schönes Auto, wirklich. Schade, ich habe nicht viel von meinem neuen Fahrzeug gehabt. Aber das ist vorbei.«

Suko hob die Schultern. »Was aber ist, wenn er sich nicht meldet? Wenn er nicht in seiner Wohnung ist?«

»Dann versuchst du es noch einmal. Er wird dort sein, glaube mir.«

»Hast du das auch in die Wege geleitet?«

»Fast.«

»Kompliment.«

Mallmann lachte. »Ja, ich habe mein früheres Leben zwar abgehakt, es jedoch nicht vergessen. Die Erinnerung und das Wissen sind geblieben. Wo ich jetzt darüber nachdenke, fällt mir auf, wieviel ich eigentlich gelernt und noch nicht vergessen habe. Ich bin meiner ersten Existenz dankbar, auch wenn sie sich natürlich mit der zweiten nicht vergleichen läßt. Wichtig ist, daß ich davon profitieren kann.«

Auf dem BMW-Dach hinter Suko bewegten sich die Katzen. Sie strichen mit den Schwänzen über seine Nackenhaare, als sie sich drehten und ihren Platz verließen.

»Ruf ihn an!« flüsterte Mallmann in Sukos Nacken. »Und denk immer daran, daß eine Kugel aus meiner Waffe schneller ist. Keine unvorsichtige Bewegung. Kein Griff nach deinem Stab.«

»Ist schon okay.« Suko drehte sich auf der Stelle und tauchte in den BMW.

Er spürte den harten Druck der Mündung an seinem Rücken, als er den Hörer abhob und die Nummer seines Freundes wählte. Dabei fragte er sich, wie das noch enden sollte…

***

Im Lift lud ich die Beretta nach. Ich wußte nicht, wie viele Katzen noch auf mich lauerten, jedenfalls wollte ich gewappnet sein und vor allen Dingen nicht mit Kugeln sparen.

Ich war schon verflixt oft mit dem Aufzug gefahren. Heute kam ich mir irgendwie eingeschlossen vor und hatte auch das Gefühl, als würden mich zahlreiche Katzenaugen belauern, mich aus irgendwelchen Winkeln anstarren und hinter der Wandverkleidung hocken.

Davon stimmte nichts. Das Gefühl war auch vorbei, als der Lift in der zehnten Etage stoppte, sich die Türen öffneten und ich einen erschreckten Laut vernahm, denn zwei Hausbewohner wollten einsteigen und nach unten fahren.

Sie kannten mich natürlich und zogen auch sehr schnell die richtigen Schlüsse.

»Was ist mit diesem Haus los, Mr. Sinclair? Ist es wieder Ihre Schuld, daß…?«

Ich stieg aus und lächelte. »Sehen Sie etwas, Madam?«

»Nein, nein, aber man hört Gerüchte. Ich wurde angerufen. Mrs. Tenbroke soll tot sein.«

»Das stimmt.«

»Dann stimmt es auch, daß sie sich aus dem Fenster in die Tiefe gestürzt hat?«

»Vielleicht. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen wollen. Eines noch, Ladies. Es ist vielleicht besser, wenn Sie das Haus für die nächsten Stunden verlassen.«

»Das hatten wir sowieso vor«, erklärte die zweite Person spitz.

»Wir denken sogar über eine Kündigung nach.«

»Um so besser für Sie.«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Wie ich es sagte, Ladies.«

Ich ging an ihnen vorbei und wartete, bis der Lift nach unten fuhr.

Erst dann schaute ich mich um.

Auf dem langen Flur waren keine Katzen zu sehen. Wenn ich ehrlich sein sollte, hatte ich damit auch nicht gerechnet. Die Tiere hatten ihren ersten Erfolg verbucht, sie würden sich jetzt den anderen Plänen fügen wollen.

Mallmann steckte dahinter, das war mir klar. Nur wußte ich nicht, was er genau damit bezweckte, wenn er die Katzen schickte und sie durch dieses Haus laufen ließ.

Okay, ich lebte dort. Um mich aus dem Weg zu schaffen, hätte es für ihn sicherlich andere Möglichkeiten gegeben. An meiner Wohnung ging ich vorbei, da ich mich zunächst in der der toten Mrs. Tenbroke umschauen wollte.

Die Tür stand noch offen. Auf leisen Sohlen betrat ich den schmalen Flur. Ich war darauf gefaßt, von einer Katze angesprungen zu werden, doch nur kalte Luft wehte mir aus dem zerstörten Fenster entgegen. Im Bad und im Schlafzimmer entdeckte ich ebenfalls keine der kleinen Bestien und blieb schließlich vor dem Fenster stehen, um mich hinauszubeugen und in die Tiefe zu schauen.

Die Menschen hatten sich noch nicht verstreut. Einige standen zusammen und diskutierten. Ab und zu schauten sie an der Fassade hoch, ohne mich zu entdecken, da ich mich sehr schnell wieder zurückgezogen hatte.

Das Zimmer kam mir so einsam vor. Der Hauch des Todes lag noch zwischen den Wänden.

Keine Spur von Mallmann, kein Hinweis auf eine der Vampir-Katzen.

Die trügerische Ruhe, die mich umgab, gefiel mir immer weniger. Ich glaubte daran, die Bombe in der Hand zu halten, an der sich bereits die brennende Lunte befand.

Es gibt Augenblicke im Leben eines Menschen, da sollte man mit sich selbst ins Gericht gehen. Einen derartigen Moment erlebte ich jetzt, denn ich fragte mich, ob es Sinn hatte, daß ich auch weiterhin in diesem Haus wohnen blieb.

Meine und Sukos Anwesenheit hatte schon des öfteren die Gefahr für Leib und Leben Unschuldiger heraufbeschworen, und dieses gewaltige Risiko konnte ich kaum noch eingehen. Mrs. Tenbroke war das beste Beispiel, auch wenn ich mich direkt an ihrem tragischen Tod nicht schuldig fühlte. Indirekt hatte ich damit zu tun. Die Vorwürfe ließen sich nicht zur Seite wischen. Das ist wohl bei jedem Menschen so, der noch ein Gewissen besitzt. Das haben selbst Mörder.

Ich verließ die leere Wohnung wieder und blieb abermals im Gang stehen. Allmählich kam ich mir schon lächerlich vor. Wahrscheinlich hielten sich die Katzen ganz woanders auf.

Oder auch nicht, denn für einen Will Mallmann waren Suko und ich von großer Wichtigkeit.

Ich mußte nach links gehen, um zu meiner Wohnung zu gelangen.

Bevor ich öffnete, schaute ich mir das Schloß genauer an.

Es gab keinen, der daran manipuliert hätte, der Schlüssel hakte auch nicht, alles lief glatt, dennoch betrat ich sehr mißtrauisch meine eigenen vier Wände.

Im Gegensatz zur Wohnung der toten Mrs. Tenbroke fiel mir hier die Wärme auf. Sie staute sich direkt, denn die Heizungen liefen noch, auch wenn draußen hin und wieder die Sonne schien.

Niemand hatte die Wohnung durchsucht. Alles stand noch an seinem Ort. Ich öffnete sicherheitshalber den schmalen Schrank, in dem ich den Dunklen Gral und den Bumerang aufbewahrte.

Auch dort hatte sich nichts verändert. In einem geheimnisvollen Rot leuchtete die Kugel auf der Öffnung des Kelchs. Würde mir der Gral vielleicht helfen können?

Nein, nicht in diesem Fall. Er besaß einfach keine großen Dimensionen, obwohl er so brandgefährlich war. Oft waren es gerade diese Einzelfälle, die schnell zum Tod führen konnten. Mrs. Tenbroke war das makabre Beispiel.

In meiner Kehle fühlte es sich an wie in der Wüste. Ich holte mir etwas zu trinken, nahm im Sessel Platz und rauchte eine Zigarette.

Dann rief ich im Büro an.

Glenda meldete sich. Sie war nicht in die Mittagspause gegangen.

»Du bist es, John?«

»Hast du einen anderen erwartet?«

»Eigentlich nicht. Wie läuft es?«

»Sieht nicht gut aus.«
»Was?«
»Glenda, das kann ich dir jetzt nicht erklären. Nur soviel, von Suko habe ich bisher nicht eine Haarsträhne gesehen, was mich natürlich wundert.«
»Das kann doch nicht sein!« stieß sie hervor. »Der muß längst bei dir sein, glaub mir.«
»Er ist es aber nicht.«
»Auch nicht in seiner Wohnung?«
»Gute Idee. Da habe ich noch nicht nachgeschaut. Ich werde es aber tun.«
»Ja, bitte. Und gib auf dich acht.«
»Klar, Mädchen.«
Ich hatte kaum den Hörer aufgelegt, als sich der Apparat meldete.
Ich dachte an Glenda, die noch etwas hinzufügen wollte. Ich saß steif da, als ich Sukos optimistisch klingende Stimme hörte.
»Gut, daß ich dich erreiche, John.«
»Zum Teufel, wo steckst du?«
»In der Tiefgarage.«
Mit der Antwort hatte ich nicht gerechnet. »Dann komm hoch, verdammt noch mal!«
»Wenn das mal so einfach wäre, John.«
Es rieselte kalt meinen Rücken hinab. Suko hatte gesprochen, als würde er sich in einer verdammten Klemme befinden, und das stimmte auch, denn im Hintergrund hörte ich das kalte Lachen des Will Mallmann.
»Mallmann ist bei dir!«
»Genau.«
Ich atmete tief durch. »Was will er?«
»Kannst du dir das nicht denken? Er will den Blutstein haben. Du sollst den Blutstein abgeben.«
»Nein!«
»Das habe ich mir gedacht. Ich spüre in meinem Rücken nur einen verdammten Druck. Die Kugeln aus einem Schnellfeuergewehr sind immer ein sicherer Tod.«
»Er will dich erschießen, wenn er den Stein nicht bekommt.«
»Stimmt.«
Ich holte tief Luft. »Und was ist mit meiner Mutter, wenn ich mal fragen darf?«
»Erst will er den Stein haben.«
»Sollst du ihn holen?«
»Nein. Weder er noch ich. Die Katzen werden kommen. Ihnen sollst du den Stein geben.«
Jetzt war mir einiges klargeworden. Nun wußte ich, weshalb

Mallmann die Vampir-Katzen ins Spiel gebracht hatte. Sie gehorchten ihm blind. Sie würden zu mir hochkommen, den Stein nehmen und dann…

Ich glaubte nicht daran, daß Mallmann Suko freiließ. Wenn er einmal den Stein besaß, würde er meinen Freund erschießen.

»Die Katzen, John, sind bereits zu dir auf dem Weg. Das wollte ich dir nur sagen. Hast du dich entschieden?«

»Gib mir Mallmann.«

Der Vampir hatte mitgehört. »Nein!« hörte ich ihn sagen. »Ich will nur den Stein. Wenn du ihn nicht aus der Hand gibst, kannst du nicht nur deine Mutter vergessen, sondern auch deinen Freund Suko. Ist das klar, Sinclair?«

»Ja!« rief ich ebenfalls laut.

»Und?« fragte Suko.

»Laß die Katzen kommen«, erwiderte ich, legte auf und schlug vor Wut auf meinen Oberschenkel. Geleimt, hinterhältig reingelegt, das waren die Begriffe, die mir durch den Kopf schossen und mein Blut in Wallung brachten.

Ich hockte hier, konnte nichts tun und mußte auf die Katzen warten. Katzen, die einem Vampir gehorchten. So etwas war mir auch noch nicht untergekommen.

Das Telefon stand noch immer auf meinen Beinen. Ich stellte es zur Seite und drückte mich aus dem Sessel. Den Weg zu finden, würde für die Katzen keine Schwierigkeiten bedeuten, aber sollte ich tatsächlich den Stein aus der Hand geben?

Das war es, was mich wurmte, mich innerlich fertigmachte und die Wut in mir hochsteigen ließ.

Ich ging wieder zum Schrank und schloß ihn auf. Nicht nur der Dunkle Gral und der Bumerang hatten dort ihren Platz gefunden, auch der Blutstein.

Er war eingepackt in ein weiches Tuch, das seine Formen genau nachzeichnete. Ich holte ihn hervor und legte ihn auf die Handfläche.

Der Stein erinnerte mich an einen dicken Tropfen Blut. Er besaß auch die gleiche dunkelrote Farbe, als wäre das Blut geronnen oder auf irgendeine Weise kristallisiert.

Ja, er bestand tatsächlich aus altem Blut, das einst zu den Opfern des Vampir-Grafen Dracula gehört hatte. Eine furchtbare Vorstellung, wenn man darüber nachdachte.

Wenn ich ihn aus der Hand gab, besaß Mallmann alle Trümpfe – und meine Mutter.

Er würde sie nicht laufenlassen, auch wenn ich den Stein abgab.

Allein aus dem Grunde nicht, um mir, seinem Todfeind, eins auszuwischen. Er haßte mich, ich haßte ihn. Der Stein war mein letzter Trumpf.

Nur würde ich Suko unter Umständen auch opfern. Mallmann hatte ihn voll auflaufen lassen. Vor der Mündung eines Gewehres mußte jeder kapitulieren, auch ein Mann wie Suko.

Was sollte ich tun?

Die Tür zum Flur hatte ich nicht geschlossen, deshalb konnte ich nach draußen lauschen.

Noch vernahm ich kein Kratzen von der Tür her, denn ich ging davon aus, daß sich die Katzen auf diese Art und Weise bemerkbar machen würden. Nachdenklich wog ich den Stein auf der Handfläche. Es würde mir in der Seele leidtun, ihn aus den Händen zu geben, aber konnte ich tatsächlich das Leben meines Freundes opfern?

Nein, das brachte ich nicht fertig. Irgend etwas mußte geschehen, mußte mir einfallen.

Auf meinen Handflächen hatte sich ein dünner Schweißfilm gebildet. Ich spürte die Aufregung und die verdammte Hilflosigkeit. Wie konnte ich Mallmann reinlegen?

Noch hatte ich den Schrank nicht geschlossen. Mein Blick fiel über den Dunklen Gral, und plötzlich hatte ich das Gefühl, als würde die Haut auf meinem Rücken zu einem dicken Eisfilm.

War das die Lösung?

Ich zitterte am ganzen Körper. Auch meine Nerven begannen zu flattern, als ich den Stein in der Hosentasche verstaute und nach der Kugel griff.

Sie besaß die gleiche Farbe wie der Stein. Beide schimmerten in einem dunklen Rot.

Gütiger Himmel, dieser Bluff konnte gelingen. Wenn ich das schaffte, dann…

Ich dachte nicht mehr weiter. Mit beiden Händen umfaßte ich vorsichtig die Kugel. Sie sah sehr zerbrechlich aus, was sie allerdings nicht war, denn sie hielt schon einiges aus, wie ich mittlerweile wußte. Ich nahm sie aus der Öffnung des Kelchs, stellte sie auf den Tisch und wischte noch einmal meine schweißfeuchten Hände an den Hosenbeinen trocken. Nur keinen Fehler machen, nur nicht die Nerven verlieren! Eine falsche Reaktion, und ich hatte zwei Leben auf dem Gewissen.

Da hörte ich das Kratzen!

Vor der Wohnungstür erklang das Geräusch. Pfoten mit ausgestreckten Krallen schleiften über das Holz und versuchten, hineinzuhacken.

Den Geräuschen nach mußten sich mehrere Tiere im Flur aufhalten. Ich bewegte mich durch die Diele, die Kugel hatte ich noch im Wohnraum stehenlassen.

Es war ein ungemein starkes Risiko, das ich mit diesem Plan einging. Wenn die Katzen die Kugel verloren, wenn sie ihnen zerbrach

… daran durfte ich nicht denken und öffnete die Tür.

Ein Spalt reichte. Schon huschten drei Tiere fauchend in meine Wohnung.

Eine Katze fiel mir besonders auf. Sie besaß ein pechschwarzes Fell, das so glänzte, als wäre es mit Öl bestrichen worden. Man sah ihr an, daß sie gut ernährt war.

Ich schloß die Tür nicht ab und folgte den mutierten Tieren in den Wohnraum.

Als hätten sie es geahnt, so hatten sie sich um den Tisch versammelt, auf dem bewegungslos die Kugel lag. Ich wollte sie gerade an mich nehmen, als abermals das Telefon läutete.

Abheben oder nicht?

Ich entschied mich für die erste Alternative. Meinen Namen brauchte ich nicht zu sagen, denn Suko war schneller. Er sprach mit gepreßter Stimme.

»John, bist du noch da?«

»Ja, natürlich.«

»Er wartet nicht mehr lange.«

»Verdammt noch mal. Sag ihm, daß seine Katzen erst vor wenigen Sekunden erschienen sind.«

»Okay. Und wie hast du dich entschieden?«

Ich wich bei der Antwort etwas aus. »Er bekommt schon, was er braucht. Das kannst du ihm melden.«

»Natürlich – gern.« Suko fügte noch ein bitter klingendes Lachen hinzu.

»Suko, ich habe mir genau alles überlegt. Ich weiß hundertprozentig, was ich tue. Er bekommt das verdammte rote Ding. Hast du verstanden? Er bekommt es.«

»Klar!«

Nicht ich unterbrach die Verbindung, sondern Suko oder vielleicht auch Mallmann.

Vor mir hockten die drei Vampir-Katzen mit offenen Mäulern, damit ich auch ihre verdammten Blutzähne genau erkennen konnte.

Das schwarze Tier wurde von einer grauen und einer Katze mit rötlichem Fell eingerahmt. Ich hatte mich für die Mitte entschieden.

Der schwarzen Vampir-Katze wollte ich die Kugel geben.

Mit beiden Händen hob ich sie vom Tisch und bückte mich dem Tier entgegen. Die Kugel war ziemlich groß. Die Katze würde Mühe haben, sie überhaupt festzuhalten.

Konnte es klappen?

Sie schaffte es. Ihre Pfoten drückte sie dermaßen stark auseinander, daß die Kugel dazwischen geklemmt werden konnte. Mir fiel so etwas wie ein schwerer Stein vom Herzen.

Zeit ließen sich die drei kleinen Bestien nicht. Fast auf der Stelle

drehten sie sich herum und huschten durch die Diele. Die graue und die rötliche hatten die Führung übernommen, als wollten sie für ihren Artgenossen den Weg absichern.

Ich wartete, bis sie die Wohnung verlassen hatten, und eilte mit langen Schritten hinter ihnen her.

Sie waren nach rechts gelaufen. Mit dem Lift wollten sie nicht fahren, sondern die Nottreppe benutzen. Das gab mir Gelegenheit, den Aufzug zu nehmen, jedenfalls bis zum Erdgeschoß. Den Rest des Weges wollte ich mich anschleichen.

Natürlich mußte ich die Kabine erst hochholen. Die Zeit dabei drängte immer stärker.

Endlich hielt das Ding. Keiner befand sich in der Kabine, als ich die Tür öffnete.

Abwärts.

Ab jetzt lief der Sekundenzeiger. Und er lief verdammt schnell, denn es ging um Menschenleben…

***

Was hatte John Sinclair noch gesagt? Er bekommt das verdammte rote Ding! Er bekommt es!

Diese Sätze wollten Suko einfach nicht aus dem Kopf. Sie spukten in seinem Schädel umher, und er zermarterte sich das Gehirn, was sie wohl bedeuten konnten.

Es war eine Botschaft, das stand fest. Eine verschlüsselte Nachricht, aber welche Tricks hatte sich der Geisterjäger ausgedacht?

Mallmann hatte zum Glück nichts bemerkt. Noch immer drückte er die Mündung des Schnellfeuergewehrs gegen Sukos Rücken, der mit dem Oberkörper in seinen BMW getaucht war.

»Du kannst jetzt hochkommen, Chinese!«

»Ja, ist gut.« Suko schob sich zurück und richtete sich langsam auf.

Dabei vergaß er nicht, die Hände vom Körper abzuspreizen. Mallmann sollte erkennen, daß ihm nicht danach war, einen Überraschungsangriff zu starten.

Der Vampir hinter ihm strich mit der Mündung vom Nacken herab in Richtung des letzten Wirbels. »Weißt du eigentlich, daß mir auch dein Blut schmecken würde?«

»Das kann ich mir denken.«

»Vielleicht trinke ich es. Ein chinesischer Vampir, der durch London geistert und von seinem besten Freund gejagt wird. Wie würde dir das gefallen?«

»Überhaupt nicht.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Mallmann verstärkte den Druck.

»So, jetzt stell dich an die Säule, spreize die Hände vom Körper ab und tu sonst nichts.«

»Soll ich meine Waffen nicht ablegen?« Suko wollte den Vampir reizen.

»Nein, mein Lieber, ich kenne deine Tricks. Du könntest zufällig den Stab berühren und dabei ein bestimmtes Wort flüstern. Deshalb lasse ich dir die Waffen.«

»Wie du willst.«

»Sicher.« Er nickte und legte auf Suko an, der sich mit dem Rücken gegen die Säule preßte und die Arme so abspreizte, daß der Vampir vollauf zufrieden war.

Mallmann nickte ihm zu, öffnete leicht den Mund und ließ seine spitzen Zähne sehen. »Du weißt, wann du verloren hast, nicht wahr?«

»Man kennt seine Grenzen.«

»Richtig.«

»Darf ich dich was fragen, Will?«

»Immer.«

»Bisher haben wir Glück gehabt. Niemand ist in die Garage gekommen. Was wirst du machen, wenn jemand erscheint?«

»Ihn töten. Ich schieße sofort. In mir vereinigen sich zwei Dinge. Ich bin nicht allein Vampir, ich habe aus meinem früheren Dasein nichts verlernt. Ich stand auf der Seite der Polizei. Die Tricks, die ich dort mitbekam, blieben in meiner Erinnerung sehr gut haften. Ich wußte auch, wie rücksichtsvoll die Gegenseite umging, das habe ich auch nicht vergessen. Man lernt eben.«

»John hat gesagt, daß er den Blutstein abgibt. Wenn du ihn hast, Mallmann, wie geht es dann weiter?«

»Ich verfolge meine Pläne.«

»Darf ich fragen, wie sie lauten?«

»Nein, das darfst du nicht. Aber Sinclairs Mutter befindet sich an einem guten Ort.« Er lachte plötzlich so laut auf, daß es durch die Garage schallte. »Vielleicht wird sie ein Kindermädchen für Vampire – verstehst du?«

Sukos Augen funkelten. »Du bist ein dreckiger Bastard, Mallmann. Mary Sinclair ist eine Frau. Sie kann…«

Der Vampir schoß.

Er drückte nur kurz ab, und Suko bewies Nerven wie ein Weltmeister auf dem Drahtseil. Er zuckte nicht einmal mit einer Wimper, als die Garbe über ihn hinweg und in den Beton der Säule klatschte, wo sie Schrammen hinterließ und feiner Staub auf den Kopf des Inspektors rieselte.

»Ich hasse Beleidigungen!« erklärte Mallmann. »Ich hasse sie wirklich. Und besonders von dir.«

»Ja, schon gut.«

Der Vampir war noch immer nicht zufrieden. »Sollte uns dein Freund Sinclair trotzdem reingelegt haben…«

»Du hast mithören können.«
»Ich weiß, aber es dauert mir ein wenig zu lange, bis der Stein hier unten ist.«
»Moment, Will. Die Katzen bringen ihn. Sie werden über die Treppe laufen. Zehn Stockwerke sind auch für sie nicht einfach. Du mußt davon ausgehen, daß es seine Zeit dauert. Tu mir den Gefallen und warte noch ein paar Minuten ab.«
»Angst?«
»Ein wenig schon.«
»Das sollst du auch haben. Die Menschen haben Angst. Sie zittern vor mir, sie…«
»Hast du keine? Auch nicht, wenn dir John Sinclair sein silbernes Kreuz vor die Augen halten würde?«
»Sprich es nicht aus, Chinese. Sprich es nicht aus. Soweit wird es nicht kommen und…«
Er verstummte, denn er und Suko hatten ein Geräusch gehört, daß Mallmann zufrieden stellte.
Durch die Halle klang ein Miauen, das wie eine ferne Botschaft auf die beiden wirkte.
Die Katzen waren da!
Mallmann tat Suko nicht den Gefallen, sich zur Seite zu bewegen.
Er blieb stehen, und nur sein geschlossener Mund verzog sich zu einem klammheimlichen Lächeln.
»Das ist der halbe Sieg!« freute er sich.
Die Garage war ziemlich groß. Noch zeigten sich die Katzen nicht, aber ihr Miauen nahm an Stärke zu, ein Beweis, daß sie sich auf den Weg befanden.
Suko stand günstiger. Er konnte sie zuerst sehen, wie sie durch die Lücken zwischen den parkenden Wagen huschten. Er sah auch, daß eine der Katzen etwas Rotes zwischen den Vorderpfoten festhielt und sich deshalb nur schwerfällig bewegen konnte.
Der Blutstein!
In Sukos Magen zog sich, etwas zusammen. Innerhalb von Sekunden schien sich die Menge an Säure verdoppelt zu haben. John hatte keine andere Chance mehr gesehen, als den Blutstein aus der Hand zu geben. Weshalb aber hatte er ihm dann eine derart ungewöhnliche Botschaft mit auf den Weg gegeben?
Das begriff Suko nicht. Es war in diesem schlimmen Augenblick völlig egal. Er verfolgte den Weg der Katzen. Die graue und die rote Katze waren schneller als der kleine, schwarze Tiger, der die Last des Steins zu schleppen hatte.
Neben ihrem Herrn und Meister blieben die beiden Vampir-Katzen hocken. Ihr zur Begrüßung klingendes Miauen zauberte auf die Lippen des Blutsaugers ein Grinsen. Triumph leuchtete in seinen Augen, und

er wartete auf den schwarzen Kater.

»Komm, Mickey, komm…« Sogar den Namen kannte er.

Suko fiel ein, daß der Kater der Childs ebenfalls schwarz gewesen war und Mickey hieß.

Dann mußte er das sein.

Und Mickey kam. Er huschte an der Heckseite des BMW vorbei.

Sein Miauen klang besonders laut in der Stille. Es glich einem Triumph, es endlich geschafft zu haben.

Er brachte den Gegenstand immer näher. Suko schaute aus dem Augenwinkel nach rechts. Er sah ihn besser als der Vampir, und plötzlich hatte er Mühe, seine Erregung und Überraschung im Zaum zu halten. Was er sah, war so unglaublich, gleichzeitig auch so raffiniert, daß ei seinen Freund erst jetzt begriff.

John hatte der Katze die Kugel aus dem Gral gegeben und nicht den Blutstein.

Wie würde Mallmann reagieren? Suko bereitete sich darauf vor, von einer Kugelgarbe zerfetzt zu werden. Vielleicht schaffte er es noch, sich in einem Augenblick, wo Mallmann abgelenkt war, zur Seite zu hechten, alles Spekulation. Die nächsten Sekunden würden über Wohl und Wehe entscheiden.

Die schwarze Katze erschien – und Mallmann sah sie.

Auch die Kugel!

Sein Gesicht zuckte, er öffnete den Mund, die Überraschung war da, aber auch der Klang der Stimme.

»Rühr dich nicht. Mallmann!«

***

Ich hatte es geschafft und die Einfahrt zur Tiefgarage genommen.

Dort stand ich mit gezogener Beretta und zielte über die Wagendächer hinweg.

Ich sah nicht viel von Mallmann. Seinen Kopf, ein Stück der Schulter, einen Teil des Rückens.

Das aber reichte.

Mein Befehl hatte ihn ebenso überrascht wie die Kugel, die Mickey mitbrachte. Ich hätte ihn treffen können, aber ich wollte wissen, wo sich meine Mutter befand.

»Sinclair!«

Er heulte meinen Namen, während Suko nichts tat weil die Mündung auf ihn zielte.

»Ja, Mallmann, ich…«

Da reagierte er. Er ließ sich fallen, als hätte ihm jemand die Beine unter dem Körper weggeschlagen. Gleichzeitig drückte er ab, und ich sah auch, wie sich Suko bewegte.

Mein Gott, war der Junge schnell! Wie ein Schatten tauchte er hinter

die Säule, deren Vorderseite unter den hämmernden Kugeleinschlägen erzitterte.

Auch die Beretta krachte. Nur feuerte ich nicht auf Mallmann, denn die graue Katze sprang mich an.

Die Kugel zerschmetterte ihren Kopf. Gleichzeitig huschte die zweite Katze auf mich zu, und noch etwas geschah.

Ich hörte das Platzen, danach den leisen Krach, und plötzlich erschienen dicke, grauweiße Nebelwolken, die sich verdammt schnell ausbreiteten und dem Vampir Deckung gaben.

Auch ich atmete das Zeug ein und merkte, wie meine Beine schwer wurden und nachgaben.

Da huschte die rote Katze heran.

Im Fallen feuerte ich zwei Kugeln ab. Eine zerstörte sie, die andere hämmerte in die Decke. Ich lag bereits auf dem Rücken und versuchte, mich aus der Gefahrenzone zu wälzen.

Mallmann hatte uns reingelegt. Er war mit allen Wassern und Tricks gewaschen. Er hatte es mir und Suko zurückgezahlt. Und das Zeug bestand leider nicht aus Tränengas, es war irgendein Betäubungsmittel, das den stärksten Mann umhaute.

Auch mich.

Ich hatte noch versucht, auf die Beine zu kommen. Knien konnte ich, dann öffnete sich unter mir der Garagenboden und verschlang mich wie ein monströser Schlund.

***

Das harte Hämmern des Schnellfeuergewehrs erinnerte Suko an eine tödliche Musik.

So schnell er auch war, hätte Mallmann die ursprüngliche Richtung beibehalten, die Kugel hätte ihn gegen den Pfeiler genagelt. So jagte die erste Garbe etwas zu hoch. Bevor der Vampir seine Waffe schwenkte, hatte sich Suko bereits hinter die Säule in Deckung geworfen und rollte auch dort weiter, seine Beretta ziehend, um sich entsprechend verteidigen zu können.

Er prallte gegen einen abgestellten Opel, kam auf die Füße und sah die verdammten Wolken.

Auch John war schemenhaft zu erkennen, er hörte die Schüsse seiner Beretta, sah auch noch eine Katze vergehen, dann war es auch für ihn aus mit der Herrlichkeit.

Das Gas nahm ihm den Atem.

Suko würgte. Er konnte das magische Wort Topar nicht mehr rufen. Die Welt drehte sich vor seinen Augen. Noch einmal schaffte er es, sich herumzuwerfen und sich gleichzeitig nach hinten zu drücken. Mit dem Rücken prallte er auf die Motorhaube, rutschte darüber hinweg, an der anderen Seite wieder nach unten und prallte dort zu Boden.

Was weiter geschah, bekam er ebensowenig mit wie sein Freund John Sinclair.

Suko hatte Sendepause.

Bevor er sich »verabschiedete«, glaubte er, das Geräusch eines anfahrenden Autos zu hören, war sich aber nicht sicher. Dann sank er einfach weg…

***

Jemand gab mir etwas Scharfes zu trinken. Als ich hustete und die Augen aufschlug, sah ich mich als Mittelpunkt eines Kreises von Feuerwehrleuten, die jemand alarmiert hatte, weil dicker Qualm aus dem Eingang drang.

Man mußte mir auf die Beine helfen, so schwach war ich geworden. Mit zitternden Knien stand ich da, unterstützt von Helfern, und schaute mich um.

Jemand lächelte mir zu. Es war Suko, der sich früher erholt hatte.

Er hielt auch etwas in der Hand, das zwischen seinen Fingern rund und rot leuchtete.

Die Kugel der Tanith!

»Die konnte ich retten, John!«

»Und Mallmann?« fragte ich mit krächzender Stimme.

Suko hob die Schultern. »Weg, verschwunden, abgetaucht, wie man so schön sagt.«

»Verdammt noch mal.«

»Was sollen denn die toten Katzen hier?« fragte mich der Boß der Feuerwehrmänner.

»Das ist eine Geschichte, die ich Ihnen vielleicht später erzähle.«

Mir wurde plötzlich übel, und ich mußte mich übergeben. Das verdammte Giftgas besaß so seine Nachwirkungen.

Den Blutstein besaß ich noch. Nach wie vor steckte er in meiner Tasche, aber Mallmann war entkommen.

Sollte ich sagen, wieder einmal? Oder bis zum nächstenmal. Der Trick mit den Katzen hatte nicht funktioniert, ich war jetzt schon gespannt, welchen er sich noch einfallen lassen würde.

Langsam drehte ich mich um. Zwei Katzen-Kadaver lagen auf dem Beton. Eigentlich war noch eine dritte Katze dabei gewesen, doch sie entdeckte ich nicht.

»Hast du was?« fragte Suko, der mir ansah, daß ich mir große Sorgen machte.

»Ja, es geht um eine Katze. Da war noch eine dritte. Die schwarze. Sie ist verschwunden.«

»Sei froh.«

»Bin ich nicht, Alter, denn sie ist nicht normal, sondern reagiert wie ein Vampir.«

Da wurde auch Suko blaß…

***

Mickey hatte die Gunst des Augenblicks genutzt. Der schwarze, kleine Tiger war so schnell verschwunden, daß es keiner bemerkt hatte. Er jagte die Einfahrt hoch und hatte Sekunden später schon ein düsteres Versteck gefunden.

Wie sagt man noch?

Katzen finden den Weg immer heim auch wenn das Zuhause meilenweit entfernt liegt.

So weit brauchte Mickey nun wirklich nicht zu laufen…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 101 »Die Schwert-Legende«